Mein Heim.

Erinnerungen aus Kindheit und Jugend.

Mein Heim.

Erinnerungen aus Kindheit und Jugend.

Von

Gustav zu Putlitz.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1885.

Das

Haus meines Grossvaters.

Wenn ich es versuche, aus den Erinnerungen meines langen, vielbewegten Lebens einzelne Bilder zu fixiren, so will ich diesmal zurückgreifen in die Tage des ersten Bewußtseins, auf die Eindrücke, die, dem Gedächtniß des Kindes tief eingeprägt, sich durch alle Jahre zurückriefen und ergänzten. Ich war freilich kaum fünf Jahre alt, als ich das Haus und seine Bewohner, von denen ich erzählen will, zum letzten Male sah, und doch stehen Beide mir so frisch, so unvergeßlich vor der Seele, als sähe ich sie noch; als könnte ich noch hineintreten in die Räume; als müßte ich noch dem Blick aus den klugen, tief blauen Augen des vierundachtzigjährigen Greises begegnen, als empfände ich noch die Scheu von damals, die der alte Mann auf alle seine Umgebungen ausübte.

Mein Gedächtniß reicht bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts; das Haus, das ich schildern will, war wohl über ein halbes Jahrhundert alt, wenn nicht älter. Ich weiß nicht, wer es baute. Mein Urgroßvater hatte ausgebreitete Besitzungen in der Priegnitz und ein großes Schloß, im Viereck mit Schloßhof gebaut, von Wallgräben mit Zugbrücke umgeben, von denen letzteren noch Spuren vorhanden sind, wenn auch jetzt von Gartenanlagen gedeckt. Mein Vater hat noch von dem Schloß erzählt, was er von alten Leuten hörte. Es wurde schadhaft, und anstatt es zu erhalten oder wieder auszubauen, richtete sich der Urgroßvater ein sehr anspruchloses Wohnhaus auf dem Wirthschaftshof auf und ließ das Schloß unbewohnt zerfallen. Sein ältester Sohn hat es später abtragen lassen und auf die alten Fundamente ein für damalige Zeit sehr stattliches Haus gebaut. Für die beiden anderen Söhne, von denen mein Großvater der ältere war, hatte ihr Vater andere Gütercomplexe bestimmt, auf denen sie sich ihre Wohnhäuser aber erst herrichten lassen mußten, da sie bisher verpachtet und von keinem Besitzer selbst bewohnt gewesen waren. Daß diese so einfach als möglich ausfielen, lag in den Verhältnissen der Zeit. Damals sah es knapp aus in der Mark.

Unter der energischen Herrschaft der Hohenzollern hatten die Burgen und befestigten Schlösser ihre im Mittelalter noch mächtige Bedeutung verloren, und was von ihnen der Zeit noch trotzen wollte, brach unter den Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, namentlich unter den Erpressungen der Schweden, die in der Priegnitz furchtbar hausten. Damit waren aber auch die Mittel genommen, neu zu erbauen, was in schweren Zeiten zusammengestürzt war. Vor den Schweden auch hatten meine Vorfahren ihre Acten und Familienpapiere retten wollen und sie nach Hamburg geschickt, wo sie jedoch nie wieder aufgefunden wurden.

Wie bescheiden aber das Haus meines Großvaters ausfiel, wird meine Schilderung desselben beweisen. Das Herrenhaus lag mit den Wirthschaftsgebäuden mitten im Dorf, nach der Rückseite nur durch ein schmales Gärtchen von der Dorfstraße getrennt. Es war einstöckig von Holzfachwerk und hatte ein für die niedrigen Wände unverhältnißmäßig steiles Ziegeldach. Jeder äußere Schmuck fehlte. Durch die Hausthür trat man in einen großen Vorflur, von dem eine Treppe nach dem Dachboden und den Giebelzimmern führte; sonst war der mit ausgetretenen Ziegelsteinen gepflasterte Flur leer. Eine

Thür neben der Treppe führte in die Küche und die Dienstbotenzimmer, eine andere rechter Hand in die sogenannten Gesellschaftsräume, eine linker Hand in das Wohnzimmer meines Großvaters.

Alle diese Räume sind mir noch gegenwärtig, obgleich ich die rechter Hand nur selten und stets mit einer verwunderten Scheu betreten habe. Sie wurden auch selten geöffnet, und nur am Geburtstag des Großvaters versammelte sich die Familie in denselben zum Mittagsessen. Zuerst kam ein größerer Saal, der durch die ganze Tiefe des Hauses ging; die Wände waren im Rococo-Stil mit Holzwerk bekleidet, weiß mit goldenen Verzierungen, und ebenso waren die Meubles. In den freien Feldern des Holzwerkes war rother chinesischer Seidendamast eingelassen und von demselben Stoff waren Gardinen und Polster. Der Stoff, so erzählte man uns, stammte noch von der Ausstattung meiner Urgroßmutter, Frau von Winterfeld, geborenen von Katte, der Tochter des Feldmarschalls Grafen von Katte und Schwester des Freundes Friedrich's des Großen, der, wegen des mit dem Prinzen versuchten Fluchtversuches, in Küstrin enthauptet wurde. Hinter diesem Saal war die nicht unbeträchtliche Bibliothek in zwei Räumen auf hohen Bücherregalen aufgestellt. Von

diesen Dingen habe ich noch Vieles später gekannt, Manches existirt noch jetzt und zwar in meinem Besitz; so ein großer Theil der Bibliothek, die Stühle des Saales und einige Ueberbleibsel des chinesischen Seidenstoffes. Auch Porträts aus der Familie des unglücklichen Katte, sein Bild, die seiner Eltern und Schwester, diese aber aus der Erbschaft meiner Großtante, einer unverheiratheten Schwester meiner Großmutter. Das Leblose hat die Geschicke der Menschen um ein und ein halbes Jahrhundert überdauert. Und doch, wie Vieles ist von dem Schmuck jener Zeiten verloren gegangen in den Jahren, in denen man Alles, was aus der Rococo-Periode stammte, verachtete und aus seiner Umgebung verbannte! Es war das nicht allein die Folge des veränderten Geschmackes, des Ueberdrusses an dem verschnörkelten Stil, sondern es lag ein, vielleicht unbewußtes, politisches Motiv zu Grunde. Man fühlte, und nicht mit Unrecht, daß dieser Stil, in der Zeit des Luxus, der Verschwendung, der Sittenlosigkeit entstanden, die der französischen Revolution vorangegangen war, diese hervorrief und dann indirect das tiefe Elend Preußens unter Napoleon begründete. Die Erhebung der ganzen Nation, das Opfer, das sie brachte an Wohlstand, an Leben und Kraft, um das Joch

abzuschütteln, contrastirte zu grell mit dem Schaumgold des vergangenen Jahrhunderts, mit den unechten Zierrathen, deren coquette Ueberladenheit ohne eigentlichen Kunstwerth und in langweiliger Einförmigkeit nur dem Auge schmeichelte. Man fiel in das Extrem, und die schmuckloseste Einfachheit trat an die Stelle. Was etwa noch erhalten blieb und was später eine Modeliebhaberei wieder aufspürte, hatte nicht der Geschmack daran, sondern die Pietät für die, die es einst besaßen, gerettet.

Ehe ich nun in das Privatzimmer meines Großvaters eintrete, werfe ich einen Blick auf den Wohnort selbst: auf ein märkisches Dorf, wie ich mich dessen aus der Kindheit erinnere. Wenn ich das Herrenhaus schmucklos und bescheiden in seiner äußeren Erscheinung nannte, so trat es nichtsdestoweniger bedeutend vor den andern Wohnhäusern des Ortes hervor, die in ärmlicher Ursprünglichkeit die lange Dorfstraße einschlossen. Noch waren selbst zu der Zeit, in der ich sie kennen lernte, die niedrigen Häuser sämmtlich mit Stroh oder Rohr gedeckt; kein Schornstein überragte das Dach, der Rauch quoll durch die Hausthür hervor und unter dem Dach heraus, das gebogen und schief mit stetem Einsturz zu drohen schien. Das Innere zeigte Mangel an jedem Schmuck, jeder

Annehmlichkeit; ein roher Tisch, Schemel, höchstens ein Armstuhl an dem Ofen aus rohen Backsteinen; in der Kammer eine Bettstelle und die Truhe; in der Küche der gewaltige Herd, ohne Schornstein; an dem eisernen Haken der kupferne Kessel; Alles geschwärzt vom immer wirbelnden Rauch. Außen aber beschatteten Obstbäume die ärmlichen Hütten, auf denen hier und da ein Storchnest den Giebel krönte. Die Bewohner hatten nicht viel, aber sie bedurften noch weniger. Hinter den Gehöften lag der sogenannte Garten, zunächst für Gemüse mit Obstbäumen, dann eine kleine Wiese, auf der der Zufall oft kräftige alte, breitgipflige Eichen hatte wachsen lassen. Jetzt zeigt das Dorf eine Reihe stattlicher massiver Wohnhäuser, deren Fenster Gardinen schmücken und hinter denen die Wirthschaftsgebäude, meist in Backsteinen, auf den Fundamenten aus prächtigem, gesprengtem Granit aufgebaut sind. Nur die alte Kirche aus rohem Steinbau mit dem einfachen Thurm, dessen Wände mit graugewordenen Brettern bekleidet sind, ragt noch über den Häusern des Dorfes hervor, umgeben von den halbverfallenen Gräbern und Grabgittern des nicht mehr benutzten Friedhofes.

Früher lag das Dorf, eins der größten der Umgegend, an einer sandigen Landstraße, auf der sich

der spärliche Verkehr mühsam hinschleppte. Zweimal wöchentlich ging die alte Botenfrau in das Nachbarstädtchen, holte Briefe und Zeitungen, und brachte in ihrer Kiepe die kleinen Einkäufe für das Dorf. Diese Verbindung mit der Außenwelt genügte. Nun zieht längst eine Chaussee, die zwei Provinzstädte verbindet, am Orte vorbei, der Poststation geworden ist, und viermal täglich kommen Briefe. Der Telegraph vermittelt die Nachrichten aus der Ferne, und in wenig Monaten wird eine bereits ausgesteckte Eisenbahn, für die unser Dorf Station werden soll, sich den großen Weltstraßen anschließen.

Aber wir kehren zurück in das alte Herrenhaus, das seit fast sechzig Jahren nicht mehr existirt, dessen Stelle nur noch Wenige neben mir aus eigener Anschauung finden würden, und wir treten gleich in das Wohnzimmer meines Großvaters, das er in den letzten Jahren seines Lebens nur noch verließ, wenn er sich zur Nachtruhe in das anstoßende Schlafzimmer begab. Neben der Eingangsthür ein Tisch und Stühle, dann der mächtige Kachelofen auf vier Beinen. Unter diesem liegen drei bis vier schwarze Teckelhunde auf Kissen oder kleinen Polsterstühlen und freuen sich der behaglichen Wärme des Ofens, der durchs ganze Jahr, im Winter und Sommer,

geheizt wird. Auf der zweiten Wand, zwischen Ofen und Thür, die über einen kleinen Nebenflur zur Küche führt, steht des alten Herrn Schreibschrank, sehr unbequem den Fenstern gegenüber. Er ist nicht eigentlich im Rococostil, aber doch kunstvoll in verschiedenen Mustern in Holz ausgelegt. Auf demselben steht die Uhr unter einem hölzernen Gehäuse mit Glasscheiben, das fast die Gestalt eines kleinen Gardinenbettes damaliger Zeit hat. Die Uhr aber ist schön und geschmackvoll. Zu beiden Seiten des Gehäuses vortrefflich in Holz geschnitzte Figuren; links die Zeit, ein Greis mit der Sense, rechts eine weibliche Gestalt, die einem Genius ein aufgeschlagenes Buch zeigt, das auf ihrem Schoß ruht, vielleicht die Geschichte bedeutend. Auf der Uhr zwei Kindergestalten, die sich umschlingen. Das Gehäuse ist weiß, die Figuren in mattem und glänzendem Gold. Der geheimnißvolle Schrank, die Uhr mit ihrem allegorischen Schmuck regten die Kinderphantasie mächtig an. Nun habe ich Beide seit vierzig Jahren im eigenen Zimmer in Gebrauch, und etwas von dem alten Zauber ist geblieben, ja mir ist es, als flüsterten sie mir Kunde zu von dem Raum, den ich beschreiben will, und ergänzten meine Erinnerung. An der nächsten Wand stand nur das Sopha, auf

dem der Großvater allein den Platz inne hatte, und in den beiden Fenstern der letzten Wand Stühle, zwischen ihnen eine geschweifte Commode, darüber der Spiegel mit vergoldetem Rahmen, geziert mit dem Medaillon-Porträt Friedrich's des Großen. In der Mitte des Zimmers ein großer Eßtisch. Das war der Raum, den der Greis ausschließlich bewohnte, in dem er schrieb, las, seine Mahlzeiten hielt, Besuch um sich versammelte, ja in dem Geschäftsleute und Ortsangehörige ihm ihre Anliegen vortrugen und die Gerichtstage abgehalten wurden in der Zeit, in der der Gutsherr zugleich der Gerichtsherr über die Insassen seines Grundbesitzes war.

Mein Großvater war über achtzig Jahre alt, seit meine Erinnerung reicht; seinen beiden Söhnen hatte er benachbarte Güter übergeben, die sie bewirthschafteten; sie waren, bei seinem Leben, verheirathet und hatten je einen Sohn und eine Tochter. Jeden Mittwoch verlangte er seine Söhne zu Tisch bei sich zu haben, und jeden Sonntag die beiden Familien. Da galt keine Entschuldigung, und alles Geschäftliche mußte sich diesem Unumstößlichen fügen. Punkt eilf Uhr mußten wir da sein, nicht früher, nicht später. Das war für die Eltern ein fühlbarer Zwang, wir Kinder nahmen es für etwas Selbstverständliches,

und trotz der Scheu, die uns der alte Herr einflößte, trotz der Ermahnungen der Eltern, uns in seiner Gegenwart vollkommen ruhig zu verhalten, war es immerhin eine Abwechselung, auf die wir uns freuten und die mit manchem Geheimnißvollen und Fremdartigen unsere Neugier und Phantasie anregte.

Ich will versuchen, solchen Sonntag zu schildern. Die beiden Familien kommen fast zu gleicher Zeit an, und da man die Wege, die zum Wohnort des Großvaters zusammenliefen, weithin übersehen konnte, ließen die, welche einen Vorsprung hatten, die Pferde langsamer gehen, um sich zu treffen. Wenn wir eintraten, saß der alte Herr der Thür gegenüber auf dem Sopha und erhob sich halb zur förmlichen Begrüßung. Wir Kinder mußten zu ihm herantreten und er reichte uns die Hand. Er war ein kleiner, verwachsener Mann, aber es lag etwas Achtunggebietendes, Einschüchterndes in seinem strengen Wesen, etwas Imponirendes in dem schönen Auge. Die Söhne nannten ihn „Du", und auch wir Kinder hatten diese Anrede uns herausgenommen. Die Schwiegertöchter redete er „Frau Tochter" und mit „Sie" an, und nach kurzem Gruß nahmen sie die Plätze an dem einen Fenster ein, während wir Enkel uns in das andere drängten. Der Großvater führte allein die

Unterhaltung; unangeredet durfte Niemand sprechen; alles Flüstern oder gar Lachen wies er streng zur Ruhe. Aber doch war die Unterhaltung belebt. Fast immer war der Geistliche des Ortes, der die Zeit seines Gottesdienstes darnach einrichten mußte, zu Tisch geladen, oft auch der Müller im Dorfe, der früher eine Reihe von Jahren als Wirthschafter das Gut verwaltet hatte, und der mußte dann die Vorkommnisse in der Umgegend berichten. Er sprach eine Mischung von Platt- und Hochdeutsch, war aber ein kluger Mann mit sicheren Manieren, kannte die Eigenheiten des alten Herrn ganz genau und war eingeweiht in alle Verhältnisse der Familie. Meinem Vater und dessen, um ein Jahr älteren, Bruder war er oft dienstfertig und nützlich gewesen, wenn sie dem Großvater irgend etwas Geschäftliches mitzutheilen hatten, womit sie fürchteten, ihn ungeduldig oder heftig zu machen: „Da müt'en so dummdriest mit routkomen," sagte er, „süss schnit he ehn' forts de Red' af, un wenn he schlimm is, fort' he jedwer Wort an." So war der alte Müller Rogge uns Allen ein erwünschter Gast. Im Uebrigen drehte sich die Unterhaltung um Politik und Literarisches, denn der Großvater las fast den ganzen Tag, und in den späteren Jahren, als die Augen versagten,

ließ er sich von einer Gesellschaftsdame vorlesen. So blieb er, bis zu seinem Tode, in Verbindung mit Allem, was neu erschien; neben der Belletristik, besonders der französischen, waren es Reisebeschreibungen, auch philosophische Werke, die ihn interessirten, und in- und ausländische Zeitungen. Das freilich habe ich erst später erfahren, aber der Beweis liegt vor mir in der ziemlich umfangreichen Bibliothek, die noch in meinem Besitz ist, und von der doch im Laufe der Jahre ein großer Theil als unbrauchbar, des Raumes wegen, ausgeschieden oder sonst untergegangen ist. Aber darauf komme ich später zurück und will nun noch einmal meine Schilderung des Sonntags beim Großvater wieder aufnehmen.

Punkt zwölf Uhr öffnete sich die Thür und der Diener, ein Riese von nahezu sechs Fuß, trat ein und setzte die Suppenterrine auf den Tisch. Er war Pole und im Jahre 1806 Officiersbursche bei meinem Vater in dem unglücklichen Kriege gewesen, mit ihm ins Elternhaus gekommen und dort als Diener geblieben. Genannt wurde er auf Hochdeutsch „Gera", auf Plattdeutsch „Gerat". Welche Sprachweise richtig war, ist nicht zu erweisen, da er weder lesen noch schreiben konnte, noch überhaupt mehr als gebrochenes Deutsch sprach, und seinen Namen mit dem Sprach-

talent seiner Nationalität und der Willkür des angeborenen Accents sich selbst zurecht gemacht hatte. Er wurde mit „Er" angeredet und hatte etwas sehr Devotes, dabei aber eine ungewöhnliche Findigkeit für seine Obliegenheiten, trotz einer gewissen Tölpelhaftigkeit seiner Manieren. Er stand im Ruf, bei Zurechtweisungen immer eine Ausrede bereit zu haben, wenn auch eine noch so unglaubwürdige. Das hatte ihm manche Rüge seines Herrn zugezogen, die sich in der Heftigkeit bis zu Ohrfeigen gesteigert haben soll, was sich bei seiner Riesengestalt, dem kleinen, schwächlichen Manne gegenüber, sehr possirlich muß ausgenommen haben; aber nichtsdestoweniger war er diesem sehr treu und bewies das nach jeder Richtung. Der Mittagstisch war so einfach als der ganze Zuschnitt des Hauses und bestand aus drei Gerichten, zu denen „nur für die Kinder" eine Mehlspeise hinzugefügt war, die uns aber zur Pein wurde. Denn jedesmal, wenn die Reihe an uns kam, davon zu nehmen, rief der Großvater: „Gera, stelle Er die Teller der Kinder ins Fenster, sie verbrennen sich sonst." Da stand nun die ersehnte Speise, die Eltern waren längst fertig damit, wir aber mußten lautlos warten und bekamen dann kalt, was uns zugedacht war.

Nach dieser Geduldsprüfung kam die Freiheit. Während in dem heißen Zimmer die Unterhaltung, die der Großvater fast allein führte, sich belebte, durften wir Kinder hinaus in den Garten, wo uns Gespielen aus der Dorfjugend erwarteten. Freilich, das eigentliche Ziergärtchen, das zwischen dem Hause und der Dorfstraße lag, durften wir nicht betreten; es war mit seinen Blumenbeeten, Taxus-Pyramiden und Orangen-Bäumen, welch' letztere heute noch grünen und blühen, von der Großmutter, die seit zehn Jahren todt war, angelegt und gepflegt worden. Wir hatten sie selbst nicht mehr gekannt; aber ihr stiller, praktischer und dabei so selbstvergessener Sinn, ihr tiefes Gemüth warfen milden Schein in das Leben der beiden Söhne, ja Aller, die in den Kreis ihres Wirkens, ihrer Theilnahme, ihres Rathes getreten waren, von Verwandten und Nachbarn bis zum letzten Dienstboten hinab. Bis zu seinem neunzigsten Jahre hat mein Vater mir fast bei jedem Zusammensein von seiner Mutter erzählt und niemals ohne Thränen in den Augen. Der Großvater ehrte ihr Andenken auch dadurch, daß er ihr Gärtchen, die Zuflucht ihrer einsamen Stunden, vor den Kinderspielen der Enkel schützte. Dafür stand uns der große, neu angelegte Gemüse- und Obstgarten zu freier Verfügung.

Uebrigens bot er uns nur ein Besonderes: das sogenannte Lusthaus des Großvaters, obgleich auch das uns versagt war und wir nur durch die Spalten der geschlossenen Läden hineinlugen konnten, wie in ein geheimnißvolles Räthsel. Es war ein Denkmal der Mode des vergangenen Jahrhunderts. Damals hatte jedes Herrenhaus im Garten sein Lusthaus, das jeder, oft ziemlich bizarr, nach Launen und Geschmack aufbaute. Zunächst der Einsamkeit gewidmet und zum Schutz in Regentagen, diente es doch meist praktischen Zwecken, namentlich zur Aufbewahrung von Gartengeräthschaften oder Obst während des Winters.

Die Art, wie mein Großvater sich sein buen retiro gebaut hatte, wie er es seiner Neigung nach benutzte, ist bezeichnend für ihn. Am Ende des Obstgartens floß der Mühlenbach, der den Garten gegen eine Pferdeweide begrenzte. Ueber diesen Bach, auf Pfählen, war das Lusthaus gebaut, von außen schmucklos aus Holz und Ziegelsteinen, gedeckt mit Schindeln. Innen sah der kleine Raum behaglich aus. An der einen Wand, der Eingangsthür gegenüber, ein Kamin, an zweien, die auf den Bach hinaussahen, Fenster. Die Wände waren dunkelgrün, mit Oelfarbe gestrichen, das einfache Mobiliar, im

Rococostil, bestand aus Sopha, Stühlen, Tisch und einem Schränkchen. In letzterem waren Bücher und Thonpfeifen. Der alte Förster, der den Schlüssel zu dem Häuschen hatte, ließ uns zuweilen hineinblicken, indem er die Thür halb öffnete. Ueber die Schwelle durften wir nicht treten, das hatte „de oll Herr“ für Jeden verboten, obgleich er selbst seit Jahren den sonst so viel benutzten Raum nicht mehr aufgesucht hatte. Ueberschattet von den dichten Erlen, die am Rande des Baches aufgeschossen waren, umplätschert vom Bach, auf dem es stand, das Innere jedem Blick von Außen entzogen, muß der behagliche Raum in heißen Sommertagen in der That eine poetische Zuflucht für den einsam Studirenden gewesen sein. Da saß der alte Herr oft ganze Tage, und Niemand durfte ihn stören, und nicht nur im Sommer, sondern spät in den Herbst hinein, so lange das Feuer im Kamin ausreichte, das Zimmerchen zu erwärmen. Dann, als er älter wurde, kam er nicht mehr, ja er ging nie des Weges, um den lieben Raum nicht wiederzusehen. —

Der Großvater war ein Gelehrter, und sein Beispiel, seine Erziehung hat den Sinn für Wissenschaft und Poesie auf Kind und Kindeskinder weitervererbt. Das war in damaliger Zeit über-

raschend für einen märkischen Landedelmann, aber es hatte seinen natürlichen Grund. Als Knabe von neun Jahren hatte er sich in der Füllenweide auf ein ungesattelte Pferd geschwungen und war abgeschleudert worden. Der Fall muß hart gewesen sein und die Kunst der Aerzte in den Provinzialstädten war dazumal wohl noch auf unzureichende Empyrie gebaut; kurz, der Knabe, ganz gegen die Tradition seines Geschlechtes, blieb klein und verwachsen und ferngehalten den körperlichen Uebungen und Geschicklichkeiten seiner Altersgenossen, in denen er keine Aussicht hatte, es diesen gleichzuthun. Dafür warf er sich, unterstützt von einem glänzenden Gedächtniß und scharfem, zum Sarkastischen neigenden Verstand, mit aller Energie auf seine geistige Ausbildung. Er machte seinen Schulcursus auf dem damals renommirtesten Alumnate zu Kloster Bergen bei Magdeburg durch und bezog, nachdem er zwei Jahre in der Prima gesessen hatte, die Universitäten zu Helmstädt, Göttingen und Halle, wo er seine lateinische Dissertation schrieb und öffentlich disputirte. Dann arbeitete er am Kammergericht in Berlin, wo er vorzugsweise in den dortigen gelehrten Kreisen verkehrte, mit Nicolai und Lessing, und namentlich mit Moses Mendelssohn, dem er freundschaftlich

näher trat. Neben wissenschaftlichen Arbeiten übte er auch poetische Versuche und beherrschte die französische, italienische und holländische Sprache, ohne, bis zu seinem Tode, das Lateinische bei Seite zu legen. Von den deutschen Dichtern stand ihm Goethe am nächsten, wegen seiner Natürlichkeit und weil er alle seine Schöpfungen vom ersten Erscheinen verfolgte. Mit Schiller konnte er sich nicht befreunden. Schon die Räuber hatten ihn abgeschreckt, und dem idealen Flug der späteren Werke vermochte der Greis nicht mehr zu folgen.

Ein Zeitgenosse, der als Schriftsteller damals nicht unbekannte Stephan Schütz, war durch Zufall in die Nachbarschaft meines Großvaters gekommen und hatte einige Male in seinem Hause verkehrt. Das veranlaßte ihn, als er den Tod meines Großvaters erfuhr, in einem längeren Aufsatz über diese Begegnung zu berichten, und ich lasse einen kleinen Auszug dieser Besprechung folgen. Nachdem er eine Charakteristik der Bildungsstufe und der Liebhabereien des Landadels in der Mark entworfen hat, sagt er von meinem Großvater:

„Ohne die Gutsverwaltung ganz aus dem Auge zu verlieren, war er hauptsächlich für sich, für sein inneres Leben, ein Denker, ein Gelehrter, ein

Philosoph. Wenn man in sein Haus trat, war das öde Leben umher vergessen, besonders wenn man unsern Baron, nach lebhaftem Empfang, nun freundlich sprechen hörte. Die Geläufigkeit, Gewandtheit, Freiheit seiner Unterhaltung versetzte den Gast auf der Stelle in den gebildetsten Cirkel der Residenz, wenn anders dieser einer so geistreich ist, und in der Bezeichnung der Wahrheit auch den stärkeren Ausdruck nicht scheut. Eine eigene Geschicklichkeit besaß der zuvorkommende Wirth darin, das Gespräch, wenn kaum der erste Gruß vorüber war, auf den Gegenstand zu lenken, der ihm gerade am Herzen lag, sei es nun irgend eine Staatseinrichtung, eine kirchliche Neuerung, eine wissenschaftliche Controverse, besonders aber eine philosophische Streitigkeit, und sehr glücklich war er, wenn ihm der Gast nur einigermaßen folgen konnte. Nicht leicht hielt Einer gegen seine Beredtsamkeit Stand, denn die Worte waren ihm so gut zu Gebote, und er mischte nicht selten Scherz und launige Einfälle mit ein, auf die nicht Jeder gefaßt war.

„Bei dieser herrschenden Neigung zur Gelehrsamkeit war es denn wohl sehr natürlich, daß er vorzugsweise den Umgang suchte, von dem er hoffte, daß er den Forderungen seines Geistes entspräche.

Keinen Prediger, keinen Candidaten, der von draußen hereinkam, keinen wissenschaftlichen Fremden, der die Gegend berührte, ließ er außer Acht, wenn anders sie zu einer geistreichen Unterhaltung ihm Hoffnung gaben.

„Aber auch die Kunst, namentlich die Musik, erregte seine lebhafte Theilnahme, und wo immer er in der Nachbarschaft von einem musikalischen Talent hörte, so lud er es, welchem Gesellschaftskreise es auch angehörte, in seinen Musentempel ein, denn so konnte in der That seine stille Wohnung heißen, wenn hier Geist und Scherz zu einem fröhlichen Mahle sich versammelt hatte, und Saitenspiel und Lied erklang. Eine schöne Welt schwebte dann vor der erheiterten Phantasie, und er lebte als ein glücklicher Horaz darin."

So erzählt Stephan Schütz von ihm nach einem flüchtigen Verkehr im Jahre 1798. Manche Züge seines Bildes lebten wohl noch fort in dem Greise, als welchen ich ihn, fast dreißig Jahre später, in der Kindererinnerung bewahre, aber stiller, scherzloser, oft verstimmt war er wohl nach schmerzlichen Erfahrungen mit den Gebrechlichkeiten des Alters geworden.

Damals beschäftigten ihn noch die Controversen, welche die Kant'sche Philosophie hervorgerufen hatte,

und er bekämpfte diese mit den Waffen des alten Leibnitz'schen Systems; dann traten die Folgen der französischen Revolution in den Vordergrund des Interesses, und nun richteten sich alle Blicke auf den immer steigenden, immer drohender werdenden Ruhm des ersten Consuls. Mit den Worten: „Wat macht Bunepart?“ kommt täglich der alte Müller Rogge ins Zimmer, und dann wurde besprochen, was die Zeitungen berichteten. Aber noch sah man so zuversichtlich auf die Armee, die der große König geschaffen und mit der er sich als unüberwindlich bewährt hatte, daß eine ernste Befürchtung für das eigene Vaterland nicht Platz greifen konnte. Als der Krieg dann doch ausbrach, trat der jüngere Sohn, mein Vater, der seine Erziehung auf der damaligen académie militaire in Berlin genossen hatte, in die Armee und theilte das Unglück derselben. Eine lange Zeit der Schmach für das Vaterland, der Bedrückung der Besitzenden, der Vernichtung des allgemeinen Wohlstandes trat ein, und jetzt konnte mein Großvater sein Wissen, seinen muthigen Charakter, seine unerschütterliche Gerechtigkeit für sein Haus und für die weiteren Kreise seiner Nachbarschaft bewähren.

Die lange französische Occupation lastete schwer

auf den Landsitzen und Gemeinden auch in der Mark; die Contributionen stiegen bis zum Unerschwinglichen, namentlich im Verhältniß zu der kargen Ertragsfähigkeit des Landes, die nur den bescheidensten Ansprüchen der Bevölkerung Genüge leistete. Mein Großvater, der das Französische wie seine Muttersprache sprach und schrieb und in der französischen Literatur gründlich bewandert war, empfing die napoleonische Einquartierung wie Gäste, aber er verlangte auch, daß sie ihn als Herrn des Hauses ansahen und ehrten. Er dehnte seine Gastfreundschaft auch auf die gebildeteren Officiere aus, die in der Nachbarschaft in Quartier lagen, aber er forderte dafür ihre Unterstützung, wo immer ein Conflict drohte oder ausbrach. Die Feinde ehrten die Energie, die Unerschrockenheit, die Gerechtigkeit des schon alternden Mannes, dessen Wissen auch auf dem Boden ihrer heimischen Bildung ihnen imponirte, und so nahm der Verkehr den Charakter freundlicher Geselligkeit an. Immer vorangehend in Opfern, die für das Allgemeine gebracht werden mußten, immer eintretend, wo es galt, Andern Recht und Billigkeit zu wahren, gab und empfing er in dieser schwersten Zeit des Vaterlandes manche freundliche Stunde anregenden, geselligen Verkehrs, dankbarer Anerkennung

und knüpfte angenehme Verbindungen, die über Jahre hinaus fortdauerten.

Dann kam die Erhebung des Vaterlandes und mit ihr bange Sorgen um den jüngsten Sohn, der wieder in die Armee getreten war, und mehrfach, zuletzt schwer, verwundet in Prag darnieder lag. Zu dieser Zeit starb, nach kurzer Krankheit, meine Großmutter, und der rückkehrende Sohn fand das Elternhaus vereinsamt wieder.

Es war am 8. October 1826, an einem Sonntage, und schon waren die beiden Familien bereit, in gewohnter Weise zu Tisch hinüber zu fahren, als ein reitender Bote kam mit der Meldung, der alte Herr fühle sich nicht wohl und wünsche, daß nur seine beiden Söhne kommen möchten. Diese hatten den Vater matter gefunden als sonst und schickten zum Arzt, gegen den Willen des Kranken, der sich mit ihnen zu Tische begab, und fast heiter erklärte, in die Gesetze der Natur sei nicht einzugreifen, seine Tage gingen zu Ende und er fürchte nicht den Tod, den er als Verheißung der höchsten irdischen Offenbarung auffasse. Er ließ sich dann bald nach Tische zu Bett bringen, aber so klaren Geistes, daß die Söhne ohne Beunruhigung heimfuhren.

Wir hatten den Tag doch in unheimlicher Er-

regung zugebracht und freuten uns, den Vater früher, als wir ihn erwartet hatten, zurückkommen zu sehen. Es war ein naßkalter Herbsttag. Ueber den Himmel zog das dunkle Gewölk und der Tag schwand früh. Da sprengte wieder ein Reiter auf den Hof und rief den Vater zurück. Mit dem alten Herrn sei eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Die Söhne kamen noch zu den letzten, leisen und unbewußten Athemzügen des vierundachtzigjährigen Greises.

Welch tiefen Eindruck das Ereigniß auf mich, den noch nicht sechsjährigen Knaben, machte, beweist, daß mir die Stimmung des Tages, die Todesnachricht, die Trauer des heimkehrenden Vaters noch heute ganz frisch im Gedächtniß stehen.

Auf den ausdrücklichen Wunsch des Verstorbenen blieb der Sarg noch sechs Wochen lang ungeschlossen in dem abgelegenen Lusthause stehen, das ich oben beschrieb.

So war er doch nach Jahren zurückgekehrt zu dem Raum, der ihn so oft zu geistig belebten, poetisch erregten Stunden eingeladen und ihm Zuflucht gegeben hatte. Die herbstlichen Erlen streuten ihr fallendes Laub auf das Dach, das den Todesschlummer ihres Freundes beschützte; der kleine Bach, bewegt vom rauschenden Herbststurm, sang das Schlum-

merlied klingend um die Pfosten, die diese Ruhestätte trugen, die, gleich nachdem sie ihren Erbauer noch einmal beherbergt hatte, und er dann zur Gruft im Kreise seiner Ahnen geführt war, auch abgerissen wurde. Sie hatte ihre Aufgabe erfüllt und sollte keinem andern Zweck mehr dienen.

Der
Nachlass der Grosstante.

Erinnerungen aus früher Kindheit bekommen etwas Mythisches. Sie würden sich längst verwischt haben, hätten wir sie nicht durch das ganze Leben immer wieder in das Gedächtniß zurückgerufen, ja erzählt. Dadurch gewannen sie ein festes Bild, eine ausgebildete Form des Wortes. Wo die Auffassung, das Verständniß des Kindes aufhörte, trat unbemerkt und unabsichtlich die ergänzende Phantasie ein, das Empfangene wurde ausgelebt und mit gereiftem Urtheil geklärt. Wir wissen nicht mehr, wo die Beobachtung abschließt, die Einbildungskraft eingreift. Wir müssen also das Ereigniß wiedergeben, wie es uns vor der Seele steht, wenn es uns auch im Laufe der Jahre verschoben wurde, wenn auch einzelne Facta ineinander flossen. Die Charaktere der Menschen aber, die wir in der Erinnerung

neu beleben, suchen wir mehr durch den Eindruck, den die äußere Erscheinung auf das Kindergemüth ausübte, zu erklären, als aus dem Verständniß.

Ich mochte sechs oder sieben Jahre alt sein, als ich mit den Eltern und meiner ältesten Schwester (die jüngeren Geschwister waren noch nicht geboren), von den Verwandten meiner Mutter bei Berlin kommend, wo wir das Weihnachtsfest verlebt hatten, auf einem Umwege eine alte Tante meines Vaters, die Schwester seiner Mutter, besuchten. Sie wohnte, eine achtzigjährige Greisin, in ihrem Häuschen in dem kleinen Städtchen Lindow, unweit Ruppin, und war die letzte lebende von fünf Schwestern, von denen nur die älteste und die jüngste sich verheirathet hatten. Ihre Mutter, die Schwester des unglücklichen, in Cüstrin enthaupteten Freundes Friedrich's des Großen, Hans Hermann von Katt, hatte für die drei unverheiratheten Töchter das Haus in Lindow gekauft, über das die Letztüberlebende dann die Verfügung behalten sollte. Aber die Schwestern konnten sich unter einem Dach, im beständigen Zusammensein, nicht vertragen und zogen auseinander an verschiedene Orte. Nun war Luise, die älteste, im alleinigen Besitze des Hauses. Das Alles wurde wohl auf der Reise zwischen den

Eltern besprochen und erregte und erhöhte die Spannung der Kinder, mit der sie der Bekanntschaft der Greisin, des geheimnißvollen Hauses mit Allem, was es barg, entgegen sahen. Und sie hatten Zeit, das auf sich wirken zu lassen; denn die Reisen waren damals lang und gingen langsam. Unsere ungeduldige, an Reisecomfort gewöhnte Zeit könnte sie nicht mehr ertragen. Wir fuhren mit eigenen Pferden in dem schweren Reisewagen auf oft grundlosen, halb gefrorenen und ausgefahrenen Straßen, Schritt für Schritt in den letzten Decembertagen. Eine Mischung von Regen, Schneeflocken und Nebel umschleierte das matte Sonnenlicht, das keinen Strahl durch die feuchte Luft zu senden vermochte, die uns aber zwang, den Wagen von allen Seiten mit den Ledergardinen zu schließen. Da diese nur je eine kleine, kaum handgroße Glasscheibe hatten, die der Schnee sofort deckte, herrschte völlige Dunkelheit im Wagen, in dem die lange Pfeife des Vaters die Luft durch die wirbelnden Tabakswolken verdickte. Und so waren wir früh aufgebrochen im letzten Nachtquartier und fuhren mit einigen Raststunden, deren die Pferde bedurften, den ganzen Tag, bis dieser mehr und mehr der Dämmerung wich. Immer neue Fragen: „Wie weit, wie lange noch?“ Immer wiederholtes Beruhigen

der Eltern. Und nun hielt der Wagen — das Ziel war erreicht. Durch den fahlen Nebel zeichneten sich noch die schwachen Contouren der Landschaft, ein See, umgeben von schlanken Pappeln auf der einen Seite des Weges, und auf der andern das Häuschen der Großtante mit den erleuchteten Fenstern. Die Hausthür öffnete sich schnell, eine alte Dienerin stürzte heraus mit der Laterne und war beim Aussteigen behülflich. Sie jammerte über das greuliche Wetter, und wie das „oll Frölen" schon seit zwei Stunden in Unruhe wäre. Die Herrschaften sollten nur erst auf ihr Zimmer gehen und die feuchten Sachen ablegen, das „oll Frölen" könne ihnen nicht entgegenkommen, die warte in ihrem Armstuhl, denn mit dem Gangwerk würde es immer schlechter. So wurden wir Kinder denn, so gut es ging, zurecht gestutzt zur Vorstellung bei der alten Tante, und dieser Moment wurde immer feierlicher, je weiter er sich hinausschob. Alles aber, was wir bis dahin im Hause gesehen hatten, machte uns dies nur immer noch geheimnißvoller. Waren es doch auch Meubles, Stoffe der Gardinen und Bettdecken, Handarbeiten und Bilder, die einer längst vergangenen Zeit angehört und die die alte Tante, als die letzte Ueberlebende ihrer zahlreichen Geschwister, zu-

sammengeerbt hatte. Vielleicht hatten wir Kinder eine Ahnung davon, daß wir zurücktraten in eine ferne, ausgelebte Zeit, vor deren stummen Zeugen wir standen. Eine Zeugin aber lebte noch und konnte in lebendigem Wort berichten von ihren Tagen, und vor die sollten wir jetzt treten. Ich habe noch die Empfindung, daß ich mir ein märchenhaftes Bild von der Greisin gemacht hatte, daß mir der Athem stockte, als die Thür sich öffnete und ich in ihr Zimmer gelassen wurde, daß aber der erste Blick alles Unheimliche verscheuchte, das ich mir ausgemalt hatte. Die alte Tante saß im einfachen, mit blumigem Kattun überzogenen Lehnstuhl, und wenn sie auch nicht aufstand, so reichte sie doch den Eintretenden ihre Hände entgegen und rief mit freundlich heiterm Ausdruck: „Willkommen, willkommen! Dank, daß Sie die lange Tagereise nicht scheuten, in dem Wetter, für mich alte, gebrechliche Person! Ich hoffe, die Kinder haben sich nicht erkältet!" Nun ging es zum Handkuß und wir konnten uns die alte Tante genau und schon ohne Scheu ansehen. Klein und schwächlich von Figur, erschien sie noch mehr so, zusammengesunken in ihrem Polsterstuhl. Nicht das Alter allein hatte sie gebeugt. Sie war, etwa vor zehn Jahren, in ihrem Zimmer ausgeglitten und ge-

fallen, hatte das Bein gebrochen und mußte sich seitdem zum mühsamen Gehen der Krücken bedienen. Das ertrug sie aber mit großer Geduld, wenn es sie auch noch einsamer, ihre Existenz noch freudloser gemacht hatte, als vorher. Jetzt war sie, ganz ohne Verkehr, an den Sorgenstuhl gebannt; ihr Zimmer war ihre Welt, die Erinnerungen eines langen, wenn auch ereignißarmen Lebens ihre Gesellschaft. Freilich war sie an Abwechslung auch niemals gewöhnt gewesen. Aufgewachsen auf dem märkischen Landgut ihres Vaters, war sie nach dem Tode der Eltern in das Häuschen gezogen, das sie noch bewohnte. Sie hatte nichts von der Welt gesehen, keine andern Menschen kennen gelernt, als die ihrem Verwandtschaftskreise angehörten, oder höchstens die Gutsnachbarn ihres Vaters. Die waren ihr nun Alle vorausgegangen, und die neuen Generationen mit ihren Interessen standen ihr fern. Wenn sie vom König sprach, meinte sie Friedrich den Einzigen und glaubte ein besonderes Recht dazu zu haben, denn für ihn hatte ihrer Mutter Bruder sein Leben gelassen. Den Kriegen dieses königlichen Helden hatte sie noch ihre jugendliche Theilnahme geschenkt; die französische Revolution traf nach ihrer Ansicht ein fernes Land; die Zeiten des Welteroberers Bonaparte, die Erhebung

der Freiheitskriege hatten sie nur ihrer Neffen wegen, die sie mit kämpften, in Sorge gesetzt. Sonst hatte ihre Zeit stillgestanden seit einem halben Jahrhundert, wie Raum und Einrichtung ihres Zimmers unverändert geblieben waren. Alles Interesse ging damals von den Ereignissen aus, welche die Familie seit Generationen berührt hatten; das scheinbar Unwichtige gewann eine Bedeutung, das Außergewöhnliche wurde fast mythisch; Alles, was geschehen war, wurde eine Geschichte. Was hatte man sich auch sonst zu erzählen? Der Kreis der Geschichten war aber schnell durchlaufen. Urgroßeltern und Großeltern hatten sie unzählige Mal den Kindern und Enkeln berichtet; ihre Fassung, der Vortrag, mit dem sie wiederholt wurden, waren traditionell geworden und hatten sich ihre feststehenden Effecte ausgebildet, die die Zuhörer kannten, auf die sie warteten, ohne die die Geschichte nicht zu ihrem vollen Recht gekommen wäre.

Die Weltereignisse einer neuen Zeit löschten das Interesse an den Familiengeschichten aus, wenn auch die Erzähler noch länger fortlebten als die Zuhörer; aber auch jene waren fast ausgestorben. Unsere alte Großtante war noch eine der letzten der Rhapsodinnen der Familie, und wenn sie auch den Eltern oft Erzähltes berichtete, uns Kinder zog sie ganz in den

Bann ihrer anschaulichen Mittheilungen, so daß mir der tiefe, erregende und erschütternde Eindruck noch unverwischt im Gedächtniß steht. Da saß die Alte in ihrem Lehnstuhl im wechselnden Schein der Kerze, die von Zeit zu Zeit mit der Lichtscheere geputzt werden mußte. In gespenstischem Halbdunkel, zuweilen grell beleuchtet vom aufflackernden Kaminfeuer, zuweilen wieder verschwindend im Schatten, hingen die Familienbilder an den Wänden und sahen herab auf die gespannt lauschenden, halb ängstlich aneinander gedrängten Kinder, denen auf der ganzen Fahrt eingeprägt war, durch keine respectwidrige Frage die alte Tante zu unterbrechen oder ungeduldig zu machen. Sie erzählte Familiengeschichten, erzählte von den Personen, die die Bilder vorstellten und die seit Jahren die Gesellschaft ihrer einsamen Stunden gewesen waren. Ihre Augen leuchteten und die kleine, abgemagerte Hand hob sich, um bald hierhin, bald dorthin zu zeigen, als wolle sie die Geschiedenen zurückrufen und wieder einführen in den Kreis der Lebenden.

„Das ist der König Stanislaus Leszczinsky,“ sagte sie und zeigte auf das lebensgroße Porträt eines stattlichen Mannes in der Allongenperücke, mit rothem, hermelin-verbrämtem Mantel, an dessen

Knie ein Knabe von etwa 10—12 Jahren lehnte. „Als der König seinen Thron aufgeben und aus der Heimath flüchten mußte, hielt er sich vier Wochen lang bei meinem Großvater, dem Feldmarschall von Katt, auf, der damals als Gouverneur von Preußen in Königsberg Haus hielt. Zum Dank schenkte der König ihm sein Bild, auf das er aus besonderer Aufmerksamkeit den ältesten Sohn seines Wirthes, meinen Onkel Hans Hermann, hatte malen lassen. Da ist der Onkel noch einmal, wie er die Flöte bläst, während seine Schwester, meine Mutter, ihm das Notenblatt hält, und da hängt er, als stattlicher Officier der Gens d'armes, das fürnehmste Regiment, in das er durch die Gunst seines mütterlichen Großvaters, des Kriegsministers Grafen Wartensleben, versetzt war. Das schien sein Glück und wurde sein Unglück. Gemalt ist das Bild wenig Monate vor seiner Enthauptung, noch in der Fülle seines Glückes, im Besitze der Freundschaft des Kronprinzen Friedrich, im Rausche der reichsten Hoffnungen für das junge Leben."

Wie starrten wir Kinder hinauf zu dem Bilde, wie wurde es lebendig vor unsern Augen, wie schien es herauszusteigen aus seinem Rahmen, und mit welchem Grauen erfüllte uns das Geschick, von dem

wir durch die Eltern bereits gehört hatten. Dies Geschick des Verwandten wurde durch Generationen wieder und wieder besprochen, halb mit dem Stolz auf die Freundschaft des jugendlichen Kronprinzen für ein Mitglied der Familie, halb mit Entsetzen über den gewaltsamen Tod auf dem Schaffot, der einem so verheißungsvollen Leben ein Ziel setzte, und in den Familiengeschichten nahm das Schicksal des „unglücklichen" Katt die erste, ergreifendste Stelle ein. Schon fing die Tradition an, einen verklärenden romantischen Schein um die Gestalt des Jünglings zu breiten, der sich selbst geopfert hatte für das Vertrauen, für die Freundschaft des Fürsten, dem später die Geschichte den Namen des „Großen" beilegte.

War das Verfahren des Königs Friedrich Wilhelm I. nicht ungerecht, willkürlich, grausam, als er das Urtheil des Kriegsgerichts über Katt, das auf Festungsarbeit lautete, in Todesstrafe durch das Schwert des Scharfrichters verwandelte? Jetzt scheint es uns so, und doch müssen wir den König nach den Anschauungen seiner Zeit beurtheilen, und jedenfalls war bei ihm das Pflichtgefühl des Fürsten, da er in Katt's Vergehen ein Verbrechen gegen das Vaterland erblickte, größer als der Zorn des Vaters. Er war zu streng, wo er meinte nicht streng genug sein

zu können. Und worin bestand denn Katt's Vergehen? Er wollte dem Kronprinzen, der in Verzweiflung über, seiner Meinung nach, unwürdige Behandlung seitens seines Königs und Vaters sich dieser durch Flucht in das Ausland zu entziehen gedachte, und Katt's Unterstützung verlangte, helfen und ihn begleiten. Welcher Jüngling voll Muth, welches Herz voll Freundschaft, voll Begeisterung für den Erben des Thrones seines Vaterlandes hätte sich mit vorsichtiger Ueberlegung diesem Vertrauen entzogen, dessen härteste Sühnung ihm noch immer als höchste Ehre erschien? Mit muthiger Begeisterung hatte Katt auf dem Schaffot ausgerufen: „Ich sterbe gern für einen so liebenswürdigen Fürsten!" und dieser Fürst war der spätere große König, der Stern und Stolz seines Vaterlandes. Wie anders stellte sich das Urtheil nach fast einem Jahrhundert über Katt's Vergehen, das damals dem strengen, aber gewissenhaften König Friedrich Wilhelm I. so todeswürdig, so verrätherisch gegen das Vaterland erschien! Wie konnten die Verwandten Katt's es anders als ehrenvoll betrachten? Aber alle diese Reflexionen hatten die Familiengeschichten längst bei Seite gelegt. Sie beschäftigten sich nur damit, die Thatsachen immer aufs Neue zu berichten, wie sie dieselben von Eltern

und Großeltern gehört hatten. Freilich brauchten die Berichterstatter dazu der Zuhörer. Meine Großtante hatte solche nicht oft in der Zurückgezogenheit ihres Alters, und so benutzte sie die seltene Gelegenheit, die ihr aufmerksame Hörer zuführte, aus dem Schacht der Vergangenheit zwar nicht das Selbsterlebte, aber doch das Oftvernommene wieder heraufzubeschwören. Vielleicht fühlte sie auch, wie sie damit die Kindergemüther anzog, und sah voll Erregung und Spannung die jungen Augen auf sich gerichtet aus der halb dunkeln Ecke, in der sich die Kinder lautlos lauschend aneinander geschmiegt hatten:

„Er hätte sich retten können," sprach sie mit erhobener Stimme, und zeigte wieder auf das Porträt Katt's; „es wären kaum Stunden, vielleicht nur die Eile weniger Minuten, nöthig gewesen, ma chère maman hat es mir oft erzählt, aber er war zu muthig, zu edel, um Andere in sein Verderben hineinzuziehen."

Die Wangen der Greisin hatten sich geröthet, der Gedanke der Rettung belebte, spannte, erregte ihre Züge, als stünde sie noch mitten in den Ereignissen, über die ein Jahrhundert hingegangen war. Sie setzte voraus, daß ihre Zuhörer ebenso genau die Vorgeschichte des unglücklichen Todes ihres Oheims

kennen müßten, die in ihrer Kindheit noch immer das Hauptgespräch im Elternhause ausgemacht hatte. Wir Kinder wußten kaum etwas darüber und erfuhren erst nachträglich von unsern Eltern, daß der Kronprinz mit dem König auf einer Reise in Süddeutschland begriffen in dem kleinen Städtchen Sinsheim unweit Darmstadt, wo sie übernachteten, seinen Fluchtversuch ausführen wollte. Er hatte deshalb an Katt geschrieben, er solle aufbrechen und jenseits der französischen Grenze zu ihm stoßen. Katt wartete nur auf diesen Brief, der aber durch Mißverständniß in falsche Hände fiel und den Plan zur Kenntniß des Königs brachte. Katt hatte alle seine Reisevorkehrungen getroffen, zeigte sich aber in Berlin so viel als möglich, um durch eine zur Schau getragene heitere und lebensfrische Harmlosigkeit den Verdacht zu täuschen. Ja er war wohl stolz auf die Gefahr, mit der er spielte. Er zeigte sich sogar auf einem Feste, das die Königin in Monbijou gab, um ein paar Worte mit der Prinzessin Wilhelmine, der später wegen ihrer Memoiren vielgenannten Markgräfin von Bayreuth, zu wechseln, die den Plan des Bruders ahnte und die Indiscretionen Katt's fürchtete. Während des Festes traf ein Courier des Königs ein, der den Fluchtversuch des Kronprinzen meldete

und die sofortige Gefangennehmung Katt's befahl. Die Nachricht, zunächst an die Königin gerichtet, verbreitete sich schnell in der Gesellschaft. Von verschiedenen Seiten wurden Katt Warnungen zugeraunt, aber er blieb. Da trat der dänische Gesandte, Herr von Loewenörn, zu ihm und flüsterte ihm zu: „Herr von Katt, wenn Sie Ihr Leben für Nichts achten, bedenken Sie wenigstens, daß Sie noch Andere in Ihr Verderben reißen!“ Katt erbleichte. Er hatte noch Briefschaften, die ihm der Kronprinz beim Abschied anvertraut hatte, unter den Correspondenzen der Königin, die er eher verbrennen, als in die Hände des Königs gelangen lassen sollte. Er eilte in seine Wohnung in der Brüderstraße.

Ich lasse die alte Tante wieder reden. In kurzen Sätzen, fast athemlos vor Erregung, schilderte sie den Vorgang:

„Der Diener öffnete ihm die Thür. — ‚Sattle Er mein Pferd, ruft Katt, und lege Er den neuen französischen Reisesattel auf.‘ — Der Diener sinkt fast ins Knie: ‚Der Sattel ist nicht fertig, gnädiger Herr!‘ ruft er, ‚aber der Meister arbeitet daran, die Nacht durch.‘ — ‚Ich muß ihn haben vor Tag! der Meister soll ihn schaffen!‘ erwidert Katt und der erschreckte Kerl läuft fort.

„Katt reißt seinen Schreibtisch auf und fängt an die Papiere zu ordnen, was er in der Satteltasche mitnehmen will, was er sofort verbrennt, was noch an die Königin zu senden ist. Es gilt sein, noch mehr des Kronprinzen Leben und Zukunft. Im Fieber durchfliegt er die Briefe. Aber noch ist Zeit. Noch erwartet er den Diener mit dem Sattel; noch ist es Nacht und eine Verhaftung nicht zu fürchten. Doch wird ihm heiß im Zimmer. Es ist Mitte August, und die Papiere lodern auf in dem Kamin. Der Schweiß perlt ihm auf der Stirn. Er stößt den Fensterladen auf, um die kühlende Nachtluft einzulassen — und entsetzt sieht er, daß der Tag graut und daß kein Augenblick zu verlieren ist. Aber da, um die Ecke der Straße kommt der Meister mit dem Sattel und schon zäumt der Diener das Pferd auf dem Hofe des Hauses. In zwanzig Minuten kann er das Thor Berlins hinter sich haben, und dann verläßt er sich auf die Ausdauer seines erprobten Pferdes. Nun sitzt er auf, der Diener öffnet die Thore des Hofes, er hält sich für gerettet. Da tritt ihm der Chef des Regimentes Gensdarmen, Feldmarschall von Natzmer, entgegen, begleitet vom Obristen von Pannewitz.

„Herr von Natzmer prallt entsetzt zurück. Er

hatte gehofft, Katt nicht mehr zu finden. ‚Lieutenant von Katt,‘ ruft er, ‚ich finde Sie in Berlin. Gab ich Ihnen nicht Urlaub nach Friedrichsfelde?‘ ‚Ich bin eben im Begriff dorthin zu reiten!‘ erwiderte Katt. ‚Unglücklicher junger Mann!‘ sagt Herr von Natzmer, ‚Sie sind verloren! Ihren Degen, Herr von Katt, im Namen des Königs. Obrist von Pannewitz, Lieutenant von Katt ist Ihr Gefangener!‘“

Die Erzählerin hielt ein. Es wurde lautlos still im Zimmer; aber das Bild des Opfers der Freundschaft, vielleicht seiner Eitelkeit, seines leichtsinnigen Muthes, seiner tollkühnen Zuversicht, sah fast gespenstisch von der Wand herab, im wechselnden Streiflicht des Kaminfeuers, als hätte die Erzählung der Greisin nicht allein das tragische Geschick, sondern auch die Erscheinung des unglücklichen jungen Mannes wieder heraufbeschworen. Wie das auf die Kinderphantasie wirkte, beweist, daß mir der volle Eindruck noch frisch vor der Seele steht.

Die Großtante berichtete hernach noch von dem Kriegsgericht über ihren Oheim, von dem Tode in Cüstrin, aber sie erzählte das ruhiger, unsicherer. Wahrscheinlich war man über die Details dieses Lebensabschlusses in der ersten Zeit, aus Schonung

für die Verwandten, leichter fortgegangen. Katt hatte dem Tode muthig ins Auge gesehen und ihn ergeben erduldet. „Mir geschieht mein Recht!“ hatte er noch am letzten Tage dem Vater und dem Großvater geschrieben. Die verschiedenen Augenzeugen des Todes hatten der Familie das Ende so milde als möglich berichtet und dadurch die Präcision der Details verwischt. Freilich hatte der Scharfrichter dem Großvater Katt's, dem Kriegsminister Grafen Wartensleben, seine Rechnung für die Execution persönlich präsentirt und von ihm eincassirt. Aber in den Familiengeschichten trat die Erinnerung an die Freundschaft des Kronprinzen in den Vordergrund, und so war es ganz dem entsprechend, daß die Nichte den Bericht über ihren Oheim mit einem Hinweis auf ein sichtliches Zeichen dieser Freundschaft abschloß. Sie zeigte auf ein Bild an der andern Wand des Zimmers, auf das lebend große Porträt eines schlanken Jünglings in anmuthiger, vornehmer Haltung, in der linken Hand den Feldmarschallstab, die Rechte auf den Helm gelegt, der zur Seite auf einem Feldstück ruht. Der Kopf frei, gepudert mit dem Zopf; das geistvolle blaue Auge freundlich dem Beschauer entgegenblickend, der Anzug der Militäruniform.

„Das ist der König, der große Fritz, im ersten Jahre seiner Regierung und seiner Heldenlaufbahn!“ erklärte die Großtante; die Erregung ihrer eben geschlossenen Erzählung war aus den greisen Zügen geschwunden und hatte einem freudigen Stolze Platz gemacht. „Das Bild hat der König meinem Großvater, dem Grafen von Katt, nach Königsberg geschickt, gleich nach seiner Thronbesteigung. So viel ich weiß, hat er aber nichts dazu geschrieben, wohl um die alte Wunde nicht wieder aufzureißen. Ueberhaupt hat Niemand gehört, daß der König später den Namen seines Freundes jemals wieder genannt hat. Er schloß sich ab mit der Erinnerung!“

Wir Kinder starrten hinauf zu dem Bilde des großen Königs, das mit allen andern, die ich eben nannte, jetzt in meinem Wohnzimmer auf dem Lande hängt. Wie sollte man auf den ersten Blick das Porträt Friedrichs des Großen in ihm erkennen, dessen Bild die Erinnerungen seiner Zeit uns in der gebeugten Haltung, mit den scharfen, gefurchten Zügen, dem dreieckigen Hut, zuweilen mit dem historisch gewordenen Krückstock, aufbewahrt haben? Und doch findet man sich zurecht mit dem Contrast. Das später durchdringende Auge verräth schon in dem freundlichen Jünglingsblick das siegend Geistvolle, die

Heldenkraft und die Gewalt des Denkers; der lächelnde Zug um die Mundwinkel, die hernach so ausgeprägten sarkastischen Falten. Natürlich war auch der „alte Fritz“ in mehrfachen Stichen, ja vergoldet als Medaillon über dem Spiegel in dem Zimmer der Großtante vertreten. Diese hatte sich sichtlich verjüngt in dem Behagen, wieder einmal haben erzählen zu können, und es war ihr wohl nicht entgangen, wie sie damit auf die kindlichen Gemüther ihrer jüngsten Zuhörer wirkte. Sie dachte nicht daran, mit welchen Träumen diese die erste Nacht unter ihrem Dache zubringen würden. Am andern Morgen, im Tageslichte selbst der trüb umwölkten Januarsonne sah freilich Alles anders und weniger märchenhaft aus; aber ein Theil der Scheu war doch geblieben. Wir starrten die Meubles und Bilder an, die uns an dem vergangenen Abend so unheimlich erschienen waren, und hätten gern über dieses und jenes noch Weiteres erfahren; aber es wäre gegen den Respect gewesen, eine Frage an die Großtante zu richten, und so mußten wir uns denn mit dem stummen Handkuß begnügen, der freundlich angenommen wurde, wenn es uns auch fremdartig erschien, daß die greise Verwandte uns mit „Cousin“ und „Cousine“ und „Sie“ anredete. Das war uns wohl zum ersten

Mal geschehen. Sonst war die alte Dame sehr freundlich, öffnete verschiedene Schränke, die alle vollgepfropft waren mit den wunderlichsten Dingen, von denen sie uns auch Manches als Spielzeug schenkte, was wir als solches freilich nicht gebrauchen konnten. Ich erinnere mich nur noch eines, in bunten Hölzern ausgelegten Kastens mit Boston-Marken und einiger zerbrochener Fächer.

Gegen Mittag reisten wir weiter und athmeten auf von dem unheimlichen Druck, den das kleine Haus auf uns ausgeübt hatte. Nun konnten wir fragen, und was sie wußten, berichteten die Eltern. Ihnen hatten die Erzählungen der alten Tante keinen so großen Eindruck gemacht, als uns. Mein Vater hatte dieselben seit seiner Kindheit fast ebenso von den verschiedenen Mitgliedern der Familie gehört, er kannte die Geschichten. Aber die Mutter war über die alte Tante selbst verwundert. Die Eltern pflegten sie alle paar Jahre zu besuchen, und meine Mutter fand sie in dem letzten Jahrzehnt, wenn auch körperlich gebrechlicher geworden, doch geistig jugendlicher, mittheilsamer, kurz sichtlich verändert. Sie hatte auch mit der Magd, die das Haus führte, eine Vertrauensstellung einnahm und im Dienste alt geworden war, darüber gesprochen. Ihr' Gnaden, hatte Stien'

gesagt, die sonst so still und kurzab gewesen sei, hätte „upstunds" (jetzt) ganz neue Moden „upsett". Sie schriebe alle Augenblicke Briefe, die schrecklich viel Postgeld kosteten. An wen, das wisse sie ja nicht, denn wenn sie auch die „Correspondenzien" auf die Post tragen müsse, lesen hätte sie ja nicht gelernt, und den Postsecretär fragen, was drauf stünde, das würde sie sich nie unterstehen; so viel aber wisse sie, daß die Briefe ins Ausland gingen und übers Wasser, und sonst hätte Ihr' Gnaden das selbst zu verantworten. Es kämen auch Briefe, und jedesmal schiene dann Ihr' Gnaden wie ausgewechselt, und läse sie wohl zehnmal durch, und sie glaube, wenn das gebrochene Bein sie nicht auf dem Großvaterstuhl festhielte, so würde sie im Zimmer umherspringen, wie sie es nur vor zwanzig Jahren gekonnt hätte. Dazumal würde sie es aber nicht gethan haben.

Der Vater wußte wohl, was diese Wandlung im ganzen Wesen der alten Tante bewirkt; aber sie hatte es ihm als heiliges Geheimniß anvertraut, und erst mit ihrem Tode sollte das Räthsel dieses Lebens seine Lösung finden. Es war nicht lange nach dem Besuch, den ich zu schildern versuchte, vielleicht kaum ein Jahr, daß die, vom Geistlichen ihres Wohnortes mitgetheilte, Todesnachricht der Großtante eintraf.

Briefe gingen damals langsam und wurden nur zweimal wöchentlich von der Poststation abgeholt. Obgleich sich nun die Eltern sofort auf die Reise begaben, trafen sie doch erst nach der Beerdigung ein, um den Nachlaß in Empfang zu nehmen und zwischen meinem Vater, seinem Bruder und einem Vetter zu theilen. Er bestand eigentlich nur aus dem Hause und aus dem, was darin aufgespeichert war; denn die Greisin hatte von den bescheidenen Renten, die ihre Brüder ihr zahlten, gelebt. Was aber fand sich nicht Alles vor in dem Häuschen! In früheren Zeiten wurde Alles aufgehoben, jedes Fädchen Seide, die verbrauchten wie die unvollendeten Handarbeiten, und die alte Tante hatte so Viele überlebt, so Viele beerbt! Die Erben verschenkten, verkauften an Ort und Stelle, was irgend möglich war, und namentlich von den Rococo-Meubles, die damals gering geschätzt wurden und veraltet schienen, die man nicht in die Wohnzimmer gestellt hätte. Zwanzig Jahre später hätte die Mode sie wieder an das Licht gezogen und sie geschützt. Nur was eine Erinnerung bewahrte, wurde aufgepackt, und so kamen nach einigen Wochen noch mehrere Wagen voll von Koffern, Kisten, Kommoden mit allerlei wunderlichem Inhalt, mit Bildern, Decken und Vorhängen

an. Das war ein Fest für uns Kinder! Mit welcher Neugier sahen wir auspacken, mit welcher Spannung die Kisten sich öffnen, und mit welchem Vergnügen sammelten wir die Dinge ein, die als werthlos zum Spielzeug preisgegeben wurden. Wie Vieles ist da zu Grunde gegangen, was wenige Jahrzehnte später neuen Werth erhalten hätte! So entsinne ich mich vieler Schmucksachen, die, weil Fassung, Steine und Perlen unecht waren, bei Seite geschoben wurden. Die Neugier der Kinder schlug die Perlen auf, um die Masse zu untersuchen, die sie füllte, und machte zum Putz der Puppen manche zierliche Agraffe, die dann mit den Puppen zu Grunde ging. Es war aber auch Manches darunter, was wir nicht anrühren durften, und was dadurch seinen eigenthümlichen, geheimnißvollen Reiz behielt.

Vor Allem interessirten uns die alten Familienbilder, in Erinnerung an jenen Abend und an die Erzählungen der alten Großtante. Der Zauber, der über ihnen gelegen hatte und dessen Macht wir noch im Gedächtniß bewahrten, war verschwunden, als die armen Bilder im hellen Tageslicht von dem Wagen gehoben und bei Seite gestellt wurden. Und es waren doch dieselben, die uns damals mit so ehrwürdigem Schauer erfüllt hatten, ja wir erkannten sie alle

wieder. Unser Vater wollte keines der Bilder haben, theils um sie nicht zu trennen, theils weil Porträts, deren Originale er nicht gekannt, keinen Werth für ihn hätten. Außerdem, das sah man jetzt, waren die Bilder vielleicht noch durch den letzten Transport vielfach beschädigt, eingeschlagen und im Staub der Jahre gedunkelt, die Rahmen waren zerbrochen oder fehlten ganz. Mein Onkel nahm einen Theil der Bilder, fast aus mitleidiger Pietät, und durch die dritte Hand erst sind sie wieder in meinen Besitz gekommen, als werthvoller Schmuck meines Wohnzimmers.

Und doch — eins der Bilder hielt mein Vater zurück, nicht für sich, sondern um es weiter zu geben, das Bild des Königs Stanislaus von Polen, und das hatte seinen besonderen Grund und seine eigene Geschichte. Gleich nach dem Tode der alten Tante erhielt mein Vater einen Brief von einer Cousine, Frau von Leszczynski, die er freilich niemals gesehen hatte, obgleich deren Vater der Bruder meiner Großmutter war. Die Cousine schrieb, sie habe gehört, daß die alte Tante gestorben sei, und daß sich unter ihrem Nachlaß das Porträt des Königs Leszczynski befinde. Da ihr Mann nun derselben Familie entstamme, der auch der König Stanislaus angehörte,

frage sie an, ob sie nicht das Bild erwerben könnte, das für sie vielleicht mehr Interesse hätte, als für jeden Anderen aus der Verwandtschaft. Mein Vater schickte das Bild sofort an die Cousine ab, die er nichtsdestoweniger nie kennen gelernt hat, wenn auch ein paar verwandtschaftlich freundliche Briefe gewechselt wurden, die wenigstens aus der Ferne eine Verbindung herstellten, die ein halbes Jahrhundert später die Söhne der Beiden zusammenführte.

Ich traf den Sohn dieser Tante bald nach dem französischen Kriege, in dem er sich einen hervorragenden Namen gemacht hatte, und die Verwandtschaft, die ich durch die Geschichte jenes Bildes kannte, führte uns schnell freundschaftlich zusammen, besonders da wir mehrere Jahre lang denselben Ort bewohnten. In dem Wohnzimmer des Vetters hing ein großes Porträt im Costüme der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Es kam mir bekannt vor, und doch wußte ich nicht gleich, woher ich es kennen sollte. Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Es stellte den König Stanislaus vor, neben ihm den Knaben Katt; es war dasselbe Bild, das damals die alte Großtante zeigte und das mein Vater seiner Verwandten schickte. Der Sohn wußte nicht, wie seine Mutter in den Besitz desselben

gekommen sei; ich berichtete den Zusammenhang, und manche Stunde anregenden Geistesaustausches und verwandtschaftlicher Freundschaft habe ich diesem Bilde gegenüber verlebt.

Aber ich kehre zurück zu dem Nachlaß der Großtante und zu ihrer eigenen Geschichte.

In einem alten Schranke, in dem sie ihre liebsten Andenken aufbewahrt hatte, fand sich, als man die unzähligen Schiebfächer herauszog, ein kleines verborgenes Fach, das sie ihrer alten Haushälterin bezeichnet hatte, mit dem Auftrag: die Erben sollten es gleich nach ihrem Tode öffnen. Es fand sich darin das Miniatur-Porträt eines jungen Officiers in schwedischer Uniform mit einem sorgfältig zusammengeschnürten Packet von Briefen, und dabei ein Zettel von der Hand der Verstorbenen, in dem sie die Erben bat, Briefe und Porträt ihr mit in den Sarg zu legen.

Das war nun zu spät: die Greisin war seit Wochen begraben und dies Vermächtniß fand sich sogar fernab von ihrer Ruhestätte. Aber mein Vater zeigte uns das Bild und das Packet, und verbrannte es dann, um wenigstens insoweit dem Wunsche der Verstorbenen zu genügen, daß dieser heiligste Besitz sie nicht überlebe oder in fremden Händen bliebe.

Aber mit dem Tode der Tante durfte er den Schleier von dem Geheimniß ihres Lebens lüften und die Wandlung ihres Wesens im späten Alter erklären.

Ein junger schwedischer Officier, Herr von Boltenstern, lag im Jahre 1758, als die Schweden im siebenjährigen Kriege durch die Mark zogen, im elterlichen Hause der Großtante in Quartier. Es waren damals noch mehrere unverheirathete Töchter im Hause, und alle mochten sich um die Huldigung des stattlichen jungen Mannes bemühen. Aber die älteste, Luise, scheint ihn am meisten angezogen zu haben. Nach einem alten Miniatur-Bilde, freilich aus späterer Zeit, muß sie, wenn auch nicht schön, doch anmuthig gewesen sein, von nicht hoher, aber sehr zierlicher Gestalt. Das Auge, das mir als groß, klar und stechend im Gedächtniß steht, hatte damals noch den klugen, aber sanften Ausdruck der Jugend.

Die Schwestern überwachten mit eifersüchtigen Blicken das Paar. Beide haben wohl kaum einige unbemerkte Worte gewechselt, aber die aufkeimende Neigung merkte Jeder von ihnen, mehr vielleicht an der eigenen Empfindung, als an dem Andern. Nun mußte der junge Officier weiter ziehen, und da verriethen ihm die Thränen in Luisens Augen noch deutlicher als vorher, wie es mit ihrem Herzen stand.

Sie suchten und fanden Gelegenheit zu einer heimlichen Unterredung, die kurz genug gewesen sein mag. Der junge Officier versprach gleich nach seiner Rückkehr in die Heimath mit seiner Familie zu berathen und dann bei Luisens Vater um ihre Hand zu werben. Was konnte den Liebenden entgegenstehen? Der junge Mann war von guter Familie, in günstigen Verhältnissen; die Eltern, das konnte man voraussehen, würden gern der Tochter ihre Einwilligung geben. Aber damals war die Form die Werbung bei dem Vater, nach Rücksprache mit der eigenen Familie.

Der junge Officier zog ab, und Luise wartete. Sie wartete geduldig, denn sie that es mit Zuversicht. Es verging ein Jahr und mehrere, sie wartete immer und mit unerschüttertem Vertrauen, daß der Brief kommen würde und müßte. Mehrere Bewerber wies sie zurück, selbst gegen den Wunsch der Eltern, mit einer Entschiedenheit, die man ihrem sanften Charakter nicht zugetraut hätte. Und es war damals nicht leicht für ein junges Mädchen, sich dem Befehl der Eltern zu widersetzen. Man gehorchte in jener Zeit, und es wurden mehr Ehen aus Gehorsam als aus Liebe geschlossen.

Jahre vergingen, und Luise hoffte nicht mehr.

Mit welchen Schmerzen mag sie diese Hoffnung aufgegeben haben! Welche Zeit der Erwartung, welcher Kampf mit dem Zweifel! War er todt, oder hatte er sie vergessen?

Luise bezog das Haus, in dem ich sie sah, und blieb einsam, immer die eine Liebeserinnerung im Herzen. Da speicherte sie alle die Raritäten auf, da floß eine Erbschaft nach der andern den Schätzen zu, die Zimmer, Kisten und Kasten, Schrank und Kommoden füllten und das Haus fast zu eng machten. Da erzählte sie die alten Familiengeschichten von Eltern, Großeltern und Urgroßeltern, wenn ihr einmal seltener Besuch ins Haus kam. Nur die eigene Herzensgeschichte erzählte sie nicht. Die blieb ihr still verschlossenes heiliges Geheimniß.

Nun starb auch noch ihre letzte Schwester und wurde beerbt. Luise war schon nahezu achtzig Jahre alt geworden. Was kam da noch Alles zu den schon kaum unterzubringenden Dingen; denn Luisens Schwester hatte auch gesammelt, und war im Sammeln alt geworden, und im unermüdlichen Schaffen wunderlicher Handarbeiten, von Bett- und Tischdecken, die sie aus Seiden- und Kattun-Flicken zusammensetzte, auf die sie dann Muster stickte mit bunter Seide. Es sind noch Proben von diesen Ar-

beiten vorhanden. Und als Luise das nun einordnete in die schon überfüllten Räume, da tauchte manche Kindheits- und Jugenderinnerung auf, wenn ihr Gegenstände in die Hand fielen, die sie seit sechzig Jahren nicht mehr gesehen hatte. So auch eine Menge bunter Seide, gewickelt auf zierlich genähte Knäuel, oder auf mehrmals gefaltete Papierblätter, oder auf zusammen gesteckte Gänsehälse, in denen Erbsen klapperten. Die Farben waren zum Theil verblichen, und doch sprachen sie Luisen von verrauschter Zeit, von überwundenen Stimmungen. Mit der Seide stickte sie mit an einer künstlichen Tischdecke zur Ausstattung einer Schwester, die sich verheirathete: meiner Großmutter. Es waren rothe Arabesken auf grüne Seide gesteppt und zwischendurch bunte Blumen. Ich habe diese Decke noch gesehen und deutlich im Gedächtniß. Daran half sie sticken zu eben der Zeit, als sie wartete auf den Brief des Geliebten. Damals, wie oft hatte sie diese Seiden in Händen gehabt! Eine von himmelblauer, verschossener Farbe war fast verbraucht, nur ein einziger Faden war noch übrig und ließ das Papier durchschimmern, auf das er gewickelt war. Was mochte auf dem Papier stehen? Luise, die achtzigjährige Greisin, wickelte den blauen Seidenfaden ab; ein Brief kam zum Vorschein, oft

zusammengelegt, gebrochen und zerrissen in den Falten, in denen er seit sechzig Jahren gelegen hatte. Und doch konnte sie ihn noch auseinanderlegen, konnte ihn lesen, und sie las und las, denn es war der Brief, auf den sie ihr Leben lang gewartet hatte, war der Brief, in dem der Geliebte bei ihrem Vater um ihre Hand warb! Ein gebrochenes Lebensglück rollte an ihren Gedanken und Empfindungen vorbei. Der Stein, an dem er scheiterte, der Fittig, der es hätte heben können, lag vor ihr — ein alter zerknitterter Brief von vor sechzig Jahren.

Der Zusammenhang war leicht gefunden; die Intrigue war so einfach als die Liebesgeschichte. Die Eifersucht der Schwester hatte den Brief unterschlagen. Wie oft aber, umhüllt von den blauen Fäden, hatte sie ihn in der Hand gehabt, und nun führte ihn ihr ein Zufall, nach einem Menschenleben, wieder zu und löste das Geheimniß ihres Herzens. Jetzt zum ersten Mal erzählte sie ihren Neffen von ihrer Liebe. Es muß etwas Wunderbares für diese gehabt haben, auf einmal den Schlüssel zu dem verschlossenen Wesen zu empfangen, das sie so lange kannten und doch jetzt erst verstanden. Die Greisin, streng verschwiegen über jede eigene Empfindung, sie, der man die Liebesfähigkeit absprach, weil sie alle Liebe

von sich gewiesen hatte, der man scheu entgegentrat, weil man ihr kein Herz zutraute, sie hatte geliebt, gehofft, verzagt und entsagt, hatte ein still verborgenes Herzensleben geführt, Empfindungen in sich verschlossen wie heimlich gepflegte Blüthen, und erst nach sechzig Jahren traten sie an das Licht.

Man zog Erkundigungen ein über jenen Officier. Er lebte noch, unverheirathet, ein rüstiger Greis. Und Luise schrieb ihm, schrieb ihm mit der ganzen Schüchternheit eines jungen Mädchens. Seine Antwort kam.

Er hatte seinen Brief abgeschickt, vergebens auf Antwort gewartet, und nahm das Schweigen für eine Zurückweisung; aber seiner Liebe, der ersten und einzigen, war er treu geblieben. Er hatte sich nicht verheirathet. Also auch er hatte gewartet, gehofft, gezweifelt und ausgeharrt; auch er war unbeglückt geblieben.

Ein Briefwechsel begann, aber wiedersehen wollten sie sich nicht. Wie wäre das auch damals, in ihren Jahren, bei der Entfernung möglich gewesen. Aber von ihrem Leben wollten sie sich erzählen, so inhaltslos es war, und von Empfindungen einer fernen, fernen Jugend.

Jetzt vielleicht zum ersten Mal sprachen sie sich's

klar und bestimmt aus, was sie für einander empfunden hatten. Es wurden Briefe gewechselt von achtzigjährigen Händen voll wahrer einfacher Liebesergüsse, wie sie das Herz von zwanzig Jahren empfindet.

Wie mögen sich die bleichen Wangen der Greisin geröthet haben, als sie schrieb; wie hat wohl ihr Herz gepocht, wenn sie seine Briefe empfing. Auch sein Bild aus jüngeren Jahren schickte er. Das waren Bild und Briefe, die ich in meines Vaters Händen sah, und die er verbrannte. Er starb wenige Jahre vor ihr. Wie und ob sie ihn beweinte, weiß Niemand. Er hatte doch einen Schein von Glück aufgehen lassen über ihr Alter, über den schmalen Rest eines kargen, freudelosen Lebens.

Die meisten der tausend Sachen, die damals aus der Nachlassenschaft der Großtante kamen und die Phantasie von uns Kindern beschäftigten, sind zerstreut, verbraucht, zu Grunde gegangen. Einzelnes ist bewahrt und in meinen Besitz gekommen. So die Familienbilder. Ein Bild mußte ich mir selbst wieder heraufbeschwören und fesseln in der Erinnerung — das der alten Großtante.

Der alte Reuter.

Novellette.

Wer zurückblickt auf ein langes Leben, dem tauchen Gestalten auf in der Erinnerung, die unmöglich wären in jetzigen Tagen, und daran erkennt man den Wandel der Zeiten, ihre Entwickelung, ihre Ansprüche. Selbst das rein Menschliche, das Empfinden, scheint gewandelt, aber das ist nur scheinbar, denn Schmerz und Lust des Menschenherzens bleiben bestehen und folgen nur den veränderten Weltverhältnissen.

Ich will aus alter Kindererinnerung von einem Menschen erzählen, dessen Zeit einem früheren Jahrhundert angehörte und dessen Erscheinung nur hineinragte in die Tage, von denen ich aus eigener Anschauung berichten kann. Wenn ich für die folgende Erzählung eine Klassificirung suchen wollte, so müßte ich sie eine „Novelle nach der Natur“ nennen — ein Maler würde sie als einen „Studienkopf aus der Erinnerung“ bezeichnen. Der Mensch, von

dem die Skizze handelt, ist meinem Gedächtniß in scharfen Zügen eingeprägt geblieben, wie ein Räthsel, dessen Lösung ich vergebens suchte, so oft die Erinnerung mir das Bild zurückrief. Das Bild ist treu, kein Zug ist hinzugefügt, wenige sind vergessen. Die Geschichte ist erfunden. Vielleicht kommt sie der Lösung des Räthsels nahe, jedenfalls widerspricht sie nicht der Aehnlichkeit der Gestalt, die meine Erinnerung heraufbeschwört, und die einen Mann zeigt, auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft, den man mit Fug und Recht namenlos, heimathlos und besitzlos nennen konnte: einen Bettler von Profession, wie es keinen mehr gibt, aber als solcher anerkannt und für berechtigt angesehen; ein Leben ohne Genuß, aber auch ohne Ansprüche; die kargste Existenz, die denkbar ist, aber ohne Darben, auskömmlich gerade für so viel, als zum Athmen gehört; scheinbar zufrieden, fast wunschlos; unbeglückt, aber nicht unglücklich. Ich habe es bereits gesagt — der Mann war Bettler, die märkische Volkssprache nannte ihn einen Schnurrer, und es liegt ein Unterschied zwischen den beiden Bezeichnungen. Der Bettler fordert, der Schnurrer nimmt nur an, was man ihm unerbeten zukommen läßt; der Erstere empfängt Almosen, der Letztere lebt mit vom Ueberfluß Anderer; jener

erbettelt, was er gerade bedarf, dieser meint ein Recht zu haben, zu theilen, was die Stunde bietet. Der Bettler ohne Beine, der durch Jahrzehnte auf der spanischen Treppe in Rom kauerte und den Tribut der Reichen für sein Elend forderte, hat seinen Kindern gute Ausstattungen geben, ein nicht unbedeutendes Erbtheil hinterlassen können; der Schnurrer in der Mark hat es nie zu einem Besitz gebracht, der die Bedürftigkeit des Augenblicks überschritt.

Ich sehe den Alten noch vor mir und würde ihn wiedererkennen, träte er mir nach mehr als einem halben Jahrhundert heute entgegen. Er kam oft, etwa alle vierzehn Tage, in das Dorf, auf den Herrenhof, auf dem ich meine Kindheit verlebte. Er kam so unbefangen zuversichtlich, als ob man ihn erwarte, mehr als ein willkommener Gast denn als ein ungebetener Aufdringling. Es verstand sich von selbst, daß er da war, und weshalb er da war, das brauchte er nicht zu sagen. So trat er in das herrschaftliche Haus wie in den Bauernhof oder in die ärmste Hütte. Ueberall fand er mehr, als er selbst besaß, und immer genug für das, was er gerade gebrauchte. Er nickte nur mit dem Kopf, und weiter begrüßte man ihn auch nicht, höchstens daß es hieß:

„Je, dor kümmt jo de oll Reuter!“ „Der alte Reuter“, so wurde er genannt, aber das war nicht sein Name, sondern nur seine Bezeichnung, denn den Namen wußte Niemand, fragte ihm auch nicht nach; daß man ihn aber so nannte, das hatte seinen einfachen Grund. Er war früher Soldat gewesen und hatte bei den sogenannten „gelben Reutern“ gestanden, die in einer märkischen Provinzialstadt garnisonirten. Den siebenjährigen Krieg hatte er mitgemacht und auch nachher noch eine Zeit lang weiter gedient, obgleich er zum Reiten untauglich geworden war, denn eine feindliche Kugel hatte ihm den linken Arm zerschmettert, den ihm freilich ein ungeschickter Feldscher wieder angeheilt hatte, aber krumm, daß er die Zügel nicht mehr halten konnte.

Das war Alles, was man von seiner Lebensgeschichte wußte, und auch das nicht aus seiner Mittheilung, sondern vom Ansehen, denn er bewahrte noch immer eine militärisch stramme Haltung, und was dem Arm begegnet war, konnte danach Jeder leicht errathen. Wenn man ihn gefragt hatte, wie er hieße, hatte er nur mit gleichgültigem Gesicht die rechte Schulter gezuckt, denn die linke war steif; fragte man nach seinem Alter, so zeigte er zweimal die

zehn Finger und sagte: „Ich denke, die vier Stiege müssen wohl bald oder schon voll sein.“ Er rechnete nach dem Stieg, zu dem zwanzig Garben gehören; fragte man aber gar, wo er seine Blessur erhalten hätte, schüttelte er den Kopf, denn er wußte die Schlacht nicht zu nennen, und sagte nur: „In Böhmen“, wobei er mehrere Mal mit der Hand in die Ferne winkte, um anzudeuten, daß das sehr weit wäre.

Er behandelte sich selbst ebenso objectiv als alle Anderen, die wie eine dritte Person den „alten Reuter“ nannten, und Weiteres über sich zu berichten hielt er für überflüssig, und seine ganze Existenz überschritt nicht die Grenze des Nothdürftigen.

Er war nun wohl über zwanzig Jahre in der Gegend, und Viele waren schon erwachsen, die ihn als Kinder gekannt hatten. So war man an sein Kommen und Gehen gewöhnt und dachte nicht weiter über ihn nach. Für mich freilich, dessen erinnere ich mich sehr deutlich, hatte der alte Mann etwas Geheimnißvolles, und es interessirte mich jedes Mal, wenn er auf den Hof geschritten kam. Deshalb ist mir auch sein Bild unverlöschlich in dem Gedächtniß geblieben. Er hatte eine hohe, noch immer kräftige Gestalt und ging für seine Jahre bewunderungs-

würdig aufrecht. Nur der Kopf mit den spärlichen weißen Haaren war gesenkt, als prüfe er vorsichtig den Weg, auf dem er bedächtigen Schrittes dahinschritt. Er ging langsam, gestützt auf den langen Stock, dessen er sich besonders bediente, die Hunde zurückzuhalten und sich gegen dieselben zu wehren, denn die Hunde liebten ihn nicht und fuhren ihn bellend an, wobei die von den Nachbarhöfen im Chor das Echo bildeten. Er kannte das schon, schlug aber nicht nach ihnen, sondern hielt ihnen nur die Spitze seines Stockes entgegen, was sie zwar nicht beruhigte, sie aber doch hinderte, ihm zu nahe zu kommen. Bei ihrer Abneigung war entschieden etwas Scheu mit zu erkennen, und sie wichen zurück, wenn er ihnen entgegentrat. In seinem Anzug hielt sich der alte Reuter möglichst adrett, obzwar er kein einziges Kleidungsstück trug, das für ihn gemacht war, sondern in oft widerstrebendster Zusammenstellung die abgelegten Lumpen, die ihm hier oder da geschenkt wurden und die er sich selbst zurecht flickte, wobei es freilich auf Farbe und Stoff der Flicken nicht ankam. Alles in Allem sah er aber aus wie Einer, der seine Kleider in Ordnung hält. Der Ausdruck seines vielfach gefurchten Gesichtes war stumpf, theilnahmlos, mit einem gleichgültigen Lächeln, das mehr auf Be-

friedigtsein als auf Heiterkeit schließen ließ. So wenigstens erscheint es mir jetzt in der Erinnerung. Ueber die niedrigere linke Schulter trug er eine leinene Brottasche, die immer besonders reinlich gehalten wurde. Er wusch sie selbst in irgend einem klaren Bach, an dem ihn sein Weg vorüberführte, und hing sie über einen Strauch in die Sonne. Dann saß er daneben, bis sie trocken war, oft stundenlang. Hatte er doch nichts zu versäumen. So trafen ihn oft die Vorübergehenden, und wenn sie ihm auch ein spöttisches Wort zuriefen, verzog er keine Miene, sondern blieb, ohne den Kopf zu erheben, auf dem Stein oder Baumstamm sitzen, auf dem er gerade Platz genommen hatte. Seine Brottasche mußte er sauber halten.

Ueber die rechte Schulter trug er einen Quersack, den sogenannten Schnurrbeutel, in den er Alles steckte, was er irgend Brauchbares weggeworfen am Wege fand, sei es ein Stück Lumpen, das an einem Dornstrauch hing, oder einen zerbrochenen Nagel, oder ein halbes Hufeisen, ja ein Stückchen Holz, das vom Wagen geglitten war, auch was er im Kehricht fand, und die ausgefallenen, verwehten Federn auf der Gänseweide. Deshalb hatte er sich auch gewöhnt, mit gesenktem Kopf zu wandern, und das

war wohl der Grund, daß er auch niemals auf einen vorbeifahrenden Wagen mit aufstieg, selbst wenn ihm das von dem Fuhrmann angeboten wurde. Er hatte ja Zeit zu gehen. Die Lumpen, wenn er sie nicht gebrauchen konnte, seine Kleider damit zu flicken, brachte er den Lumpensammlern um geringe Kupfermünzen, das Eisen ebenso in irgend eine Schmiede. Er handelte nicht und nahm, was ihm gegeben wurde, ohne es zu besehen.

So war sein Leben ein beständiges Wandern bei guter oder rauher Jahreszeit, im Regen oder Sonnenschein. Er schien das kaum zu bemerken, und so ging sein Kreislauf Jahr aus, Jahr ein, von Ort zu Ort, so daß er fast regelmäßig in immer gleichen Zwischenräumen wieder einsprach. Wohin er kam, erhielt er seinen Theil von der Mahlzeit, die gerade an der Tageszeit war, oder man schnitt ihm ein Stück Brot oder Käse ab, das er dann für unterwegs in den Beutel steckte. Er forderte niemals, aber es wurde ihm wie selbstverständlich gereicht, und wo er zur Nachtzeit kam, wies man ihm ein Winkelchen auf dem Heuboden oder ein Bund Stroh im Stall an. Mehr wollte er nicht und hätte auch nichts Weiteres angenommen.

In früheren Jahren war er etwas wie die

Chronik der Umgegend. Er erzählte, wann und wo eine Feuersbrunst gewesen war oder Jemand gestorben sei. Auch was sonst noch passirte, berichtete er mit knappen Worten. Aber seine Nachrichten wurden immer unzuverlässiger. Er verwechselte Ort, Zeit und Namen und wurde auch immer wortkarger.

Selbst zu Bestellungen hatte man ihn gebrauchen wollen von Ort zu Ort. Er übernahm sie auch bereitwillig, aber er richtete sie nicht aus oder verkehrt an den Falschen. „Der alte Reuter wird immer schwächer im Kopf und unsicherer auf den Beinen," hieß es; aber man war so an ihn gewöhnt, daß er fehlte, wenn er einmal ein paar Tage später kam als gewöhnlich, weil er anfing, mehr Zeit zu gebrauchen zu seiner Rundwanderung. Ob und wo er ein Stückchen Heim zum Rasten hatte, wußte Niemand. Dann blieb er zeitweise aus, endlich kam er gar nicht wieder. „Der alte Reuter muß krank," dann: „Er muß wohl gestorben sein," hieß es. Das war ein Ereigniß für die ganze Gegend, obgleich ihn Niemand betrauerte, aber Jeder rief sich doch den Tag zurück, an dem er ihn zum letzten Mal gesehen hatte; man wollte wissen, wie und wo er gestorben sei, und bei allem Nachfragen lüftete

sich doch in etwas der Schleier dieser wunderlichen Existenz.

Ja, er hatte doch auch ein Heim gehabt, so kurz, so flüchtig er auch darin verweilte. In dem Städtchen hatte er einen Raum gefunden, kein Zimmer, kaum eine Kammer, aber doch ein Dach über sich, einen Platz, an dem er ausruhen, an dem er schließlich sterben konnte nach dem unstäten Wandern seines Lebens. Kaum Jemand hatte das gewußt, so unbemerkt kam und ging er, so wenig spürte man ihn, wenn er da war. Dieser Raum lag auf dem Hinterhof eines neuen, stattlichen, zweistöckigen Hauses, auf dem zweiten Hof eigentlich, der sich hinter den Stallgebäuden befand, die den ersten abschlossen, und alt und halb verfallen aussah. Er wäre längst abgerissen oder wenigstens umgebaut worden, hätte er sich nicht doch vielfach nützlich und bequem erwiesen, besonders da ihn ein kleiner Arm des Flüßchens begrenzte, an dem das Städtchen lag. Das war für die Wirthschaft immerhin nutzbar. Die paar Gebäude, die sich noch auf dem Hofe vorfanden, waren gestützt, geflickt und ließen sich immer noch als Schuppen für Wagen und Geräthschaften benutzen, um so mehr, als zu dem Grundstück eine der größten Ackerwirthschaften des Ortes gehörte.

Da war denn, in einem Winkel versteckt und unscheinbar, eine Räumlichkeit, die bis dahin als Ziegenstall gedient hatte. Die hatte sich der alte Reuter als Heimstätte hergerichtet, in der ruhte er von Zeit zu Zeit aus von seinen Wanderungen über Land, in ihr war er auch gestorben. Die Einwohner des Städtchens, die ja den alten Mann alle kannten, bis zu den Kindern herab, die auf der Straße spielten und den Alten neckten, wenn er vorüberging, hatten keine Ahnung davon, daß und wo er im Städtchen einkehre. Diese Wohnung, wenn man es so nennen soll, war aber das Einzige auf der Welt, wofür er zahlte, pünktlich jeden Monat einen kleinen Miethzins, den er sich nicht nehmen ließ dem Eigenthümer des Grundstückes in lauter verschiedenen Kupfermünzen auszuzahlen und zwar voraus an jedem Ersten des Monats. Wir haben oben schon angedeutet, wie er diese kleine Summe aufbrachte. Diese primitive Wohnung war der Hafen, in dem er von Zeit zu Zeit den gebrechlichen Nachen seiner Existenz anlegte, wo er ruhte im Gefühl eines Eigenthums, oft nur für Stunden, niemals länger als einen oder zwei Tage. Ich kann diesen Hafen beschreiben, freilich nur nach Hörensagen. Die eigentliche Bestimmung des Raumes habe ich bereits

erwähnt. Der frühere Ziegenstall hatte doch noch hergerichtet werden müssen, um zur Wohnung eines Menschen zu dienen, selbst für die allerknappsten Anforderungen des alten Reuter. Er selbst bewerkstelligte diese Umwandlung, zu der er freilich zweier Jahre bedurfte, nicht für die Arbeit, aber zum Zusammenbringen der Materialien. Wie mühsam sammelte er sie ein! Wo ein Schutthaufen sich fand beim Abbruch eines alten Hauses, stöberte er umher und trug einzeln die unbrauchbaren Backsteinreste zusammen; wo ein neuer Stein vom Wagen fiel und auf dem Straßenpflaster barst, nahm er ihn mit; wo ihm am Wege ein Feldstein brauchbar erschien, wanderte er in seinen Schnurrbeutel, und andere las er auf von dem Acker. Oft kam er keuchend unter der Last in seiner werdenden Wohnung an, leerte den Sack mit einer Freude, als hätte er Schätze gesammelt, und paßte und sortirte, bis er nach der Arbeit vieler Monate den Raum gepflastert hatte. Das brachte er allein zu Stande. Nun aber mußten die gesammelten Backsteine zum Ofen gefügt werden; das war schwieriger, aber er fand helfende handwerksgeschickte Hände, und zum zweiten Winter konnte er das erste Feuer anmachen. Halb morsche Bretter waren in der einen Ecke zu

einem Abschlag zusammengefügt, der mit Stroh gefüllt war, und darauf lagen ein paar Bettstücke mit selbstgesammelten Federn in Ueberzügen, die aus unzähligen Stücken verschiedener Leinwandlumpen zusammengesetzt waren. Auf dem Ofen stand die Zunderbüchse mit Stahl und Stein. Das war das ganze Material. Auch einen alten Fensterrahmen hatte er gefunden und Glasscheiben im Kehricht, die er mit verbogenen Bleifassungen hineinfügte. So brach er sich ein Fenster durch nach dem Wasser, und wo eine Scheibe fehlte oder unvollständig war, ergänzte er sie durch ein Brettchen oder ein Stück Pappe, bis er Besseres fand. Diese Nachrichten verdanke ich einem alten Maurer, der auf unserem Hofe kleine Reparaturen besorgte und redselig war. Er war gleich nach dem Tode des alten Reuter, als man noch von diesem sprach, ein gesuchter Mann und mußte die Geschichte von des Schnurrers Wohnung unzählige Male berichten. Zu seiner Ehre sei gesagt, daß er sie ohne Aenderungen und Ausschmückungen, weitschweifig zwar, aber immer ziemlich gleich zu Tage brachte.

So weit hatte sich nun der alte Maurer ganz glaubwürdig erwiesen, aber er mochte es wohl überdrüssig werden, immer nur von der Wohnung des alten Schnurrers zu erzählen, und suchte nun auch

durch allerlei Absonderliches, was er an der Person des Mannes entdeckt haben wollte, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu erwecken, und damit betrat er die Schwelle des Sagenhaften, der Conjecturen, an dem Jeder modelte und klügelte. Der Maurer behauptete, bei dem besagten Hausbau sei der alte Reuter eigentlich erst bekannt geworden, wenn man ihm auch schon seit ein paar Jahren hier und da in der Umgegend begegnet wäre. Bei diesem Neubau müsse ihn etwas ganz besonders angezogen haben, denn er sei fast nicht mehr von der Baustelle fortgekommen, ja er hätte sich sogar allmählich eine Art von Wächterdienst angemaßt. In der Mittagsstunde nämlich, während die Handwerker zum Essen fortgingen, habe er sich regelmäßig auf einen Stein oder Karren, kurz was gerade dastand, gesetzt und sei nicht vom Fleck gewichen, bis die Handwerker wiederkamen. Geheißen habe ihm das kein Mensch, aber gewehrt auch nicht, und schließlich sei man so daran gewöhnt gewesen, daß Jeder gesagt hätte: „Wir können Schürze und Kelle liegen lassen, der alte Reuter bleibt ja hier und gibt acht.“ Gegen seine eigene Ehrlichkeit sei nämlich nie ein Zweifel laut geworden, und mit Recht, denn bis zu seinem Tode hätte er sich niemals auch nur das Geringste

zugeeignet, was man ihm nicht ungebeten gegeben hätte. Ja, er hatte seinen Schnurrerstolz: er bat um Nichts, dankte für Nichts und nahm keine Hilfe an ohne Gegendienst. Seit dem Bau aber, wie gesagt, sei er stätig geworden wie ein Vogel, der eine Weile kreuz und quer fliegt, bis er sich mit einem Halm im Schnabel auf einen Baum niederläßt und damit anzeigt, wo er sein Nest bauen will. So schnell sei der alte Reuter aber mit dem seinigen nicht fertig geworden. Ausgesehen habe er aber schon dazumal gerade wie bis zuletzt, höchstens daß er etwas krummer und leisetretiger geworden wäre.

Als man nun das Dach des neuen Hauses gerichtet hätte und die Krone mit dem Kaisergold auf dem Giebel aufgerichtet war, hätte sich der Bauherr, der Herr Gehl, sehr honorig gemacht, wie er sich ja überhaupt gern auf den wohlhabenden Mann spielte, und den sämmtlichen Arbeitern ein Fest gegeben, wozu sie sogar ihre Frauen hätten mitbringen können. An dem Tage sei aber der alte Reuter fort gewesen und auch von Allen vermißt worden. Das war am Sonnabend, und am nächsten Montag, als die Arbeit wieder aufgenommen wurde, war mein Reuter richtig wieder da. Da hätte der Herr Gehl ihn herangerufen und so ein Bißchen spitz gefragt: „Wo war

Er denn vorgestern? Für Ihn hätte sich auch noch ein Plätzchen am Tisch gefunden; aber Er ist wohl zu stolz und ich hätte Ihn noch expressement einladen müssen?“ Dabei griff er in die Tasche, als wolle er ihm nachträglich etwas zukommen lassen. Reuter aber hatte sich steil hingestellt wie vor seinen Rittmeister und sagte so dumm hin: „Danke für die zugedachte Ehre, aber ein Krüppel, der nicht arbeiten kann, braucht auch keinen Lohn. Geld brauche ich aber gar nicht, ich lebe überall so mit und mir geht Nichts ab.“ Gehl sei dunkelroth im Gesicht geworden, es sei ihm wohl entgegen gewesen, sich vor allen Leuten von einem Schnurrer etwas abschlagen zu lassen, er habe sich aber gefaßt und hingeworfen: „Kann ich sonst etwas für Ihn thun, Reuter, so soll's gern geschehen.“ Da sei es ordentlich aufgeleuchtet im Gesicht des Alten, und er habe gesagt: „Wenn ich denn etwas bitten darf, so ist es eins: dahinten ist der alte Ziegenstall, der zu nichts mehr dient. Wenn ich den zur Miethe haben könnte, wollte ich ihn mir selbst herrichten; der Herr sollte keinerlei Kosten noch Ungeding davon haben und von mir keine Unlast und pünktlich den Zins. Ich komme höchstens zwei Mal im Monat zu Haus und hätte dann doch eine eigene Stelle zum Ausruhen.“

Dem Herrn Gehl sei sein Wort wohl schon leid gewesen, er hätte dem Alten den Plan ausreden wollen und allerlei andere Vorschläge gemacht, aber Reuter sei auf seinem Satz stehen geblieben, und weil der Herr Gehl doch nun einmal sein Versprechen und Anerbieten vor so vielen Zeugen gegeben hätte, mußte er sich wider Willen entschließen, einen Schnurrer als Miether einzunehmen, und so sei der alte Reuter zu seiner Wohnung gekommen; und das hätten Alle gesagt damals, er sei nicht so stumpfsinnig, als er sich anstelle, daß er sich aber so hartnäckig auf den miserabeln Stall verbissen hätte, da er doch zur Miethe zehn Mal einen Unterschlupf gefunden haben würde, ja ihm sogar gleich vielfach solcher angeboten wurde, das müsse seine eigene Bewandtniß haben, und dabei bliebe er, der Berichter, noch bis zu dieser Stunde. Der Herr Gehl wäre den curiosen Miether nachher öfter gern los geworden und hätte das auch mehrfach versucht, aber ebenso schlau, als sich der alte Reuter die Wohnung erobert hätte, ebenso zähe hätte er sie vertheidigt; der Herr Gehl hätte aber ebenso wenig davon gesprochen, wer auf seinem Hinterhof wohne, als der alte Reuter selbst, und deshalb hätte es sogar in der Stadt, wo doch sonst Jeder

nur zu gut wisse, was bei seinem Nachbar vorginge, kaum Einer gewußt, daß der alte Schnurrer eine Wohnstätte auf dem Hofe des Herrn Gehl habe. So weit der Bericht des Maurers, der freilich ein klein wenig den Schleier lüftete über dem alten Bettler, aber nur, um ein neues Räthsel aufzuwerfen: Was fesselte den alten Reuter gerade an dies Gehöft? Nun war er gestorben, der unstäte, heimathlose Wanderer, war endlich zur Ruhe gegangen, aber nicht so unbemerkt, als man nach seiner wurzellosen Existenz hätte erwarten sollen. Der wohlhabende Mann, auf dessen Grundstück er sich wider dessen Willen eingenistet hatte, der ihn kaum duldete, sich fast nicht um ihn bekümmerte, so lange er lebte, war in seinen letzten Tagen und Stunden nicht von seiner Seite gewichen, hatte den Arzt zu ihm geführt, ihm die Augen zugedrückt und ihn mit allen Ehren begraben, wenn auch in der Stille. Selbstverständlich folgte dem bescheidenen Sarge kein Mensch als Herr Gehl selbst, und es wäre nicht nöthig gewesen, die frühe Morgenstunde zum Begräbniß zu wählen, um es unbemerkt zu lassen. Man sprach ein paar Tage über die gutmüthige Schrulle des gern Aufsehen machenden Mannes und vergaß sie schnell. Hätte man ihr eine

böswillige Absicht unterschieben können, hätte sie sich vielleicht länger im Munde und im Gedächtniß der Leute erhalten. Herr Gehl, sagte man, prahle gern mit seinen menschenfreundlichen Empfindungen; hätte er sich doch auch prahlerisch ein zweistöckiges Haus gebaut, wo ein Stock genügt hätte, denn er hatte keine Kinder und lebte allein mit seiner Frau.

So weit schöpfte ich meinen Bericht aus eigenen Kindheitserinnerungen; dann vergingen Jahre — ein halbes Jahrhundert. Kaum dachte ich noch an den alten Reuter, als ein Zufall ihn mir wieder in das Gedächtniß zurückrief.

Es war im Spätherbst. Ich reiste von Wien im Schlafwagen über München und noch einige Stationen weiter. Seit dem Anfang meiner Geschichte war ein neues Zeitalter in die Welt gekommen, namentlich in die Welt des Reisens. Die Postwagen waren überwunden, in denen man noch Bekanntschaft machte mit seinen Mitreisenden, eine Gewohnheit, die man zu Anfang noch auf die Eisenbahncoupé's ausdehnte, wenn auch nur, um sich die überraschende Beobachtung mitzutheilen, daß man jetzt so viel schneller reise als früher und so viel bequemer. Auch diese Besprechung verlor ihren Reiz; das Anreden der Mitreisenden im Eisenbahncoupé war nicht mehr Sitte,

man fing an, sich zu übersehen oder unfreundlich zu beobachten. Nur im Schlafwagen, wenn man ihn theilte mit noch einem Reisenden, machte man wieder Bekanntschaft, namentlich in der Kinderzeit dieser Einrichtung. Wie im Postwagen die gemeinsam getragene Unbequemlichkeit, so vermittelt die Behaglichkeit des Schlafcoupés den Verkehr der Genossen, und ich verdanke ihm manch anregendes Gespräch, manchen Blick in fremden Lebenskreis und Beruf. — Diesmal traf ich beim Einsteigen einen schon völlig etablirten älteren Herrn, der mir freundlichst gleichsam die Honneurs des Raumes machte, den wir für eine Nacht und einen Theil des nächsten Tages zusammen bewohnen sollten. Man sah ihm auf den ersten Blick den Mann an, der gewohnt war, in weiten Kreisen zu verkehren und bei flüchtigster Bekanntschaft das passende Thema der Unterhaltung zu treffen. Wie der Dialekt zeigte, war er Wiener, und er stellte sich bald als eine vielgenannte ärztliche Autorität vor, die mit gleicher Leichtigkeit im fürstlichen Hause wie in der ärmlichen Mansarde des Arbeiters verkehrte. Seine Kraft, sein Wissen, seine Erfahrungen gehören der leidenden Menschheit. Unser Gespräch war bald im lebendigsten Gange, und wie das süddeutsche oder norddeutsche Sprach-

idiom sofort für das kundige Ohr die Heimat des neuen Bekannten verräth, finden sich auch schnell Beziehungen, meist sogar gemeinsame Anknüpfungspunkte.

„Sie sind Preuße," sagte der Arzt, „nicht gerade Berliner, aber auch nicht Hannoveraner." — „Märker," erwiderte ich und nannte meine nachbarliche Provinzialstadt mit dem Lächeln, als würde dieser Ort dem Fremden ganz unbekannt klingen. — Er wiederholte den Namen mit großer Lebendigkeit. „Die Stadt kenne ich ja!" rief er; „noch mehr, in ihr habe ich eigentlich meine ärztliche Praxis begonnen und erinnere mich noch sehr deutlich meines fast ersten Patienten, an dem ich mir zwar keinen Ruhm als Arzt erwarb, der mich aber psychologisch nachhaltig beschäftigte und aus dessen Behandlung ich wenigstens die Lehre für das Leben zog, nie zu vergessen, daß auch das scheinbar verschlossenste Gemüth nicht schlummert und, wenn wir es entdecken, immer den Schlüssel gibt zum ganzen Wesen des Menschen, ohne dessen Erkenntniß unsere ärztliche Kunst nur schablonenhafte Empirie bleibt. Wenn wir nicht wissen, wie ein Mensch empfindet, können wir auch nicht verstehen, wie und am wenigsten wodurch er leidet. Das Physische und Psychische ergänzt und bedingt einander." Er schwieg, und

augenscheinlich wollte er auf den angedeuteten Fall nicht weiter eingehen.

„Darf man fragen, Herr Professor," fing ich an, „welch ein Zufall Sie in unser Städtchen führte und wie Sie demselben die Ehre zuschreiben, in ihm Ihre berühmte und segensvolle Berufsthätigkeit begonnen, ja in diese eine Erfahrung hinüber genommen zu haben, die Ihnen auf dem märkischen kleinstädtischen Boden wurde?"

„O," erwiderte der Arzt, „auf die allereinfachste Weise! Ich hatte meine Studien beschlossen, war wohlpromovirter Doctor und hatte das Staatsexamen glücklich bestanden, beschloß aber, ehe ich eine Praxis zu beginnen suchte, noch die Kliniken einiger Autoritäten kennen zu lernen. Ich hatte dazu mehr Zeit als Mittel und mußte mich mit meinem Gelde sehr schmal einrichten. Da kam es mir sehr gelegen, daß ein älterer Arzt, gerade aus Ihrem Nachbarstädtchen, nach Berlin kam und auf einige Monate einen Vertreter suchte, weil ihm eine eigene Badecur nothwendig war. Seinen Localcollegen, mit dem er nicht auf besonders freundlichem Fuß zu stehen schien, wollte er nicht in seine Praxis treten lassen, und so war es ihm ganz recht, daß ich für mäßige Entschädigung die Vertretung übernahm;

und mich reizte es, einmal zu prakticiren. So zog ich denn damals, nach einer zweitägigen Reise mit einem elenden Personenwagen, in den Ort meiner ersten Berufsausübung ein. Heutzutage wird man wahrscheinlich nur wenig Stunden für die Reise gebrauchen."

„Und wer," fragte ich, „darf sich rühmen, Ihr fast erster Patient gewesen zu sein, wie Sie sich ausdrückten?"

„Ah," sagte lachend der Arzt, „ich habe im vollsten Sinne des Wortes von unten angefangen! Mein erster Patient war ein alter sterbender Bettler!"

„Der alte Reuter?" rief ich.

Der Arzt sah mich erstaunt an. „Sie wissen von ihm, kannten ihn vielleicht? Jawohl, der alte Reuter! Hatte ich doch den Namen ganz vergessen. Nun, da sind wir ja auf einmal ‚en pays de connaissance', was ich in jedem anderen Gesellschaftskreise für möglicher gehalten hätte. Also unser gemeinsamer Freund, der Bettler!" Er reichte mir jovial die Hand.

„Ich hätte nicht geglaubt," sagte ich, „daß der alte Reuter die Hilfe eines Arztes in Anspruch genommen hätte, um zu sterben."

„Er gewiß nicht," erwiderte der Professor;

„denn das wenigstens muß ihn sein langes Leben gelehrt haben, daß es weder damals noch jetzt gegen sein Leiden — das Alter — ein Mittel gab. Ein Anderer rief den Arzt, der dadurch zum Mitwisser eines einfachen Geschickes, aber auch einer rührend großherzigen Resignation wurde.“

Ich sah den Redner, der plötzlich stockte in seiner Mittheilung, mit gespannter Theilnahme an, wagte aber nicht, eine Frage zu stellen. Jener schwieg eine Weile, dann faßte er einen Entschluß und fing an: „Ich habe damals freilich unverbrüchliches Schweigen versprochen über ein Geheimniß, das ein Zufall mich theilen ließ. Aber es betrifft nur zwei Menschen. Des Einen letzten Athemzug habe ich vor bald fünfzig Jahren constatirt, der Andere muß gleichfalls längst gestorben sein; und weshalb nicht einer so offenen Theilnahme gegenüber den Schleier lüften über ein Geschick, das die edle Empfindung eines scheinbar stumpfen und fast zum Würdelosen herabgebeugten Gemüthes in hellem Lichte zeigt? Also: ich war kaum einen Tag in dem Städtchen, als ein Mann in das ziemlich primitive Gasthaus kam, in dem ich abgestiegen war, und nach mir verlangte. Er schien so ungefähr ein rüstiger Fünfziger zu sein, fiel mir aber gleich auf durch eine eigenthümliche

verlegene Erregtheit. Er verlangte meine Hilfe für einen Kranken, flüsterte mir das aber zu, da das Gastzimmer, in dem er mich beim Frühstück traf, nicht leer war, und dem Wirth, der ihn fragte, wer denn bei ihm zu Hause krank sei, erwiderte er ausweichend: einer von seinen Dienstboten.

„Ich folgte gleich. Auf dem Wege sprach der Mann aber kein Wort, und als wir an sein Haus kamen, vielleicht das neueste und stattlichste des Städtchens, nöthigte er mich zunächst in sein Wohnzimmer und sagte, er hätte mich zuerst über den Sachverhalt aufzuklären. Das wurde ihm sichtlich sehr schwer; er fing mehrere Mal an, konnte den Faden der Eröffnung nicht finden, brach wieder ab und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Ich ließ ihn ruhig gewähren, und das mußte wohl sein Vertrauen erweckt haben, denn als ich schließlich sagte, ich bedauere, daß er einem Fremden Eröffnungen machen müsse, die wahrscheinlich seinem Hausarzt gegenüber, den ich zu vertreten hätte, nicht nöthig gewesen wären, rief er: ‚Nein, Gott sei Dank, daß der Zufall Sie gerade herführte, denn der alte Doctor hätte mich in aller Leute Mäuler gebracht, und wenn Sie mir zu schweigen versprechen, will ich Ihnen gleich Alles darlegen!‘ Ich wies ihn

darauf hin, daß mir schon meine Pflicht als Arzt jede Discretion auferlege, gab ihm übrigens die Hand darauf, sein Geheimniß zu bewahren, und nun erzählte er wie erleichtert, es beträfe einen alten Mann, dem er halb aus Mitleid eine bescheidene Schlafstelle eingeräumt hätte, der sonst auf dem Lande umherginge und von Almosen lebe, das ihm Jedermann willig gewähre, da er nie mehr beanspruche noch annehme, als gerade zu seinem Lebensunterhalt nothwendig sei. Er sei früher Soldat und mehrmals schwer blessirt gewesen; eine Pension habe er nie nachgesucht, die Behörden seien aber angewiesen, ihn ungestört gewähren zu lassen, da er sehr wohl beleumundet und nie die geringste Beschwerde gegen ihn erhoben sei. So hätte er sich bisher durchgebracht, sei erst vor einigen Tagen heimgekommen, so unbemerkt als immer, nun aber erkrankt, und es schiene mit ihm zu Ende zu gehen. Ich stand auf und bat, mich gleich zu dem Kranken zu führen, der Mann hielt mich aber zurück und sagte, er habe noch etwas hinzuzufügen. Der alte Mann liege im heftigen Fieber, und ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Art, in der er, überhaupt wortkarg, niemals von sich selbst und seiner Vergangenheit gesprochen hätte, phantasire er jetzt laut und brächte,

wenn auch abgerissen und verwirrt, Eröffnungen zu Tage, die wahrheitsgetreu schienen, wenn auch in der Erregung der Krankheit und in der Angst des Todeskampfes gesprochen, und die in so naher Beziehung zu ihm, dem Redner, stünden, daß ich mir dadurch seine Unruhe und Bestürztheit erklären möge. Er wolle, so weit das die ärztliche Kunst vermöchte, das Leben des Sterbenden so lange erhalten haben, bis er über diese Beziehungen klar geworden sei. Ich versprach, mein Möglichstes zu thun, und folgte dem Mann zur Schlafstelle des Kranken. Ich fand ihn im ärmlichsten, aber sauber gehaltenen Bett halb aufgerichtet. Als mein Begleiter zu ihm herantrat und ihn anredete, strahlte sein Blick auf, und ein unbeschreiblicher Ausdruck von Glückseligkeit belebte die fieberhaft erregten Züge. Er hob die matten Arme und streckte die zitternden Hände dem Besucher entgegen. Dieser brach zusammen an dem Lager, und der Sterbende, der nun die Hände auf seinen Kopf senkte, rief mit lauter Stimme mehrere Mal: ‚Mein Sohn! mein Sohn!‘ Dann griff er mit den Händen krampfhaft in die Luft, das Auge starrte wirr, halb gebrochen und ziellos, und leise sank er in das Kissen zurück. Laut schluchzend fragte mich der Andere: ‚Ist noch ein

Aufschub, eine Genesung möglich?‘ Ich zuckte die Achseln.

„Es hätte keines Arztes bedurft, um darauf zu antworten. Nichtsdestoweniger eilte ich in die nahe Apotheke, um ein belebendes Mittel zu bereiten, dann wich ich nicht von dem Sterbenden, mit der sinkenden Sonne aber hatte er leise und leiser ausgeathmet. Ein Zug von Frieden und Glück lag über seinem Gesicht. Der Sohn, ich will ihn nun so nennen, war außer sich. Er warf sich wieder und wieder über den Todten, laut schluchzend, und ich sah wohl, daß hier meine Hilfe nothwendiger sei, als sie bei dem Alten gewesen war. Ich suchte den Mann zu beruhigen und zog ihn endlich fast mit Gewalt von dem Todtenbette fort, wohl einsehend, daß es für ihn vor allen Dingen nothwendig wäre, sich auszusprechen, und da ich ja bereits in seinem Vertrauen war, beschwor ich ihn, mir Alles zu sagen. Er fand sich gern dazu bereit, ja es schien ihm sichtlich eine Erleichterung zu sein, denn im Verlauf seiner Erzählung wurde er immer ruhiger. Ich will einfach zusammenfassen, was er mir abgerissen, verworren mittheilte, wie ein verwickeltes Gewebe aus vielen durcheinander schießenden Fäden. Der Mann — Gehl hieß er — berichtete, er sei als das einzige

Kind einer wohlhabenden und glücklichen Familie aufgewachsen. Die Mutter zwar streng und ernst, der Vater aber immer freundlich und bis zur Schwäche nachsichtig gegen ihn, hätten nur für ihn, für seine Zukunft geschafft und gearbeitet. Sie wären von jenseits der Elbe hergezogen, hätten das hiesige Anwesen, eine größere Ackerwirthschaft, gekauft, fleißig gearbeitet und seien bald angesehene Leute in der Stadt geworden. Am Tage seiner Confirmation sei er mit den Eltern aus der Kirche gekommen; die Mutter hätte schon bei der heiligen Handlung, dann auf dem Heimwege, ganz gegen ihre sonstige Art, viel vor sich hin geweint und ihn darauf allein in ihr Zimmer genommen. Da hätte sie ihm dann unter vielen Thränen ihr Geschick erzählt: Eine arme Waise vom Lande, sei sie als Dienstmagd in die Stadt zu strengen Leuten gekommen. Sie hätte Niemand gehabt, dem sie einmal ihr Herz hätte ausschütten können, bis sie die Bekanntschaft eines jungen Soldaten machte, eines schmucken, braven und fleißigen Menschen, übrigens einer Waise wie sie. Er sei wohl gelitten gewesen bei seinen Vorgesetzten, und diese hätten ihm gegründete Hoffnung gemacht, ihn vor der Zeit frei zu lassen, damit sie sich heirathen könnten. Ihr Brot würden

sie sich dann schon verdient haben, sei doch Friede gewesen in der Welt, und der „alte Fritz“ hätte ja Kriegsruhm genug gehabt. Da plötzlich habe es geheißen, der Krieg finge wieder an und die Armee sei im Ausmarsch ins Böhmische. Natürlich sei nun für ihren Freund, der sich auf eine lange Reihe von Jahren habe anwerben lassen, keine Aussicht gewesen, entlassen zu werden, kaum daß sie Zeit gehabt hätten, Abschied zu nehmen, so schnell hätte das Regiment fort gemußt. Aus dem Kriege sei nun zwar nicht viel geworden, denn nach ein paar Gefechten hätte der König mit dem Kaiser Frieden geschlossen, aber das Regiment sei auch nicht wieder in die alte Garnison eingerückt, sondern da oben im Schlesischen verblieben. Von ihrem einzigen Freunde auf der Welt hätte sie nie eine Nachricht erhalten, des Schreibens sei er ja ebenso wenig kundig gewesen als sie selbst, sie wisse also nicht, ob er lebendig wieder aus Böhmen herausgekommen sei, so wenig er selbst in diesem Falle erfahren haben könne, daß er einen inzwischen geborenen Sohn auf der Welt habe. Sie habe jahrelang gewartet und sich kümmerlich mit ihrem Kinde durchgeschlagen, da habe ein älterer braver und wohlhabender Mann um sie geworben, und da er versprochen hätte, auch dem

Knaben Vater zu werden, habe sie um deswegen seinen Antrag angenommen, was sie nie zu bereuen gehabt habe. Wie der Stiefvater sein Wort gehalten hätte, wisse er ja; von dem wirklichen Vater hätten sie aber niemals wieder etwas gehört.

„Als er so den schwersten Theil seiner Mittheilung überwunden hatte, die er nur mühsam hervorbrachte, faßte er sich mehr und mehr, und ich kann ihn nun seine Geschichte selbst erzählen lassen:

„‚Das Verhältniß zu meinen Eltern wurde nach diesen Eröffnungen ein ganz anderes, scheueres und doch wieder dankerfüllteres. Ich wollte dem Vater wenigstens durch Hingabe und Fleiß einen Theil der Gutheit abtragen, die er mir erwies, aber wie eine Waise kam ich mir vor, unberechtigt die Stellung im Hause einzunehmen, die mir die Zärtlichkeit der Eltern anwies. Ich habe diese Empfindung nie los werden können, und das hat mich bis zu dieser Stunde unsicher gemacht und mir oft den Schein gegeben, als wolle ich prahlen und mich mit Wohlstand brüsten, während ich doch nur das Streben hatte, Anderen von dem zu Gute kommen zu lassen, was mir unverdient zugefallen war. Meine Mutter verlor ich schon in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts und bald darauf meinen

Adoptivvater, der mir sein ganzes, für seine Verhältnisse ziemlich ansehnliches Vermögen hinterließ. Kurz vor dem Tode der Mutter entsinne ich mich, dem alten Mann, dem wir eben die Augen zudrückten, zuerst begegnet zu sein. Ich hatte gepflügt auf unserem Ackerplan und verzehrte mein Vesperbrot am Wege auf einem Stein sitzend. Schon während der Arbeit hatte ich bemerkt, daß ein sehr ärmlich gekleideter Mann mich beobachtete und einige Mal am Wege auf- und niederging, um mir zu begegnen, wenn ich mit meinem Pflug wieder an der Landstraße ankam. Als ich meine Ledertasche öffnete und das Butterbrot herausnahm, war er wieder da, stemmte sich auf seinen Stock und beobachtete mich unverwandt. Mir war das lästig und ich ließ ihn barsch an. Da wurde er verlegen, schreckte auf wie aus einem Traum und wollte, ohne zu erwidern, weitergehen. Halb war mir der Mann unheimlich, halb that es mir leid, ihn angefahren zu haben, ich rief ihn also zurück, um ihm ein kleines Almosen zu reichen. Er wies es aber dankend ab, ohne Empfindlichkeit, und ging seines Weges; kaum aber war er ein paar Schritte entfernt, als er sich wandte und mich ansah, als hätte er mir noch etwas zu sagen, dann aber nach einem kurzen Entschluß sich eilig

davon machte. Nun wich er mir aus, eine ganze Zeit lang. Während der Krankheit der Mutter verlor ich ihn aus den Augen. An dem Begräbnißtage, als ich mit dem Vater tief gebeugt hinter dem Sarge zum Kirchhofe ging, stand er am Gitter. Mein Blick streifte ihn im Vorbeischreiten. Er sah theilnahmlos und starr aus, aber als ich dicht neben ihm war, wandte er sich ab. So durch Jahre immer wieder ging er mir bald nach, bald vermied er mich. Oft schien es, als hätte er mir etwas mitzutheilen, und getraue sich nur nicht, mich anzureden; wenn ich ihn dann aber fragte, ob er ein Anliegen habe, schüttelte er nur den Kopf und weigerte sich, von mir das kleine Almosen anzunehmen, das er doch von aller Welt nahm. Das ging so, wie gesagt, mehrere Jahre lang, und ich gewöhnte mich an seine Weise. Der Krieg, die lange Occupation, während der die Einquartierungen schwer auflagen, hatten alle Verhältnisse erschüttert. Auch ich schlug mich sehr mühselig durch, bis mich die Verheirathung mit einem wohlhabenden Mädchen, das, viel umworben, mir endlich den Vorzug vor den anderen Freiern gab, mich in die Lage setzte, dies Haus zu bauen. Es war der Wunsch meiner Frau, die darauf hielt, ihren Wohlstand auch äußer-

lich zu zeigen. Bei dem Bau leistete mir der alte Mann unaufgefordert große Dienste. Er führte eine Art von Aufsicht, die nicht nur verhinderte, daß irgend etwas veruntreut werden konnte auf der Baustelle, sondern trieb auch die Handwerker nur durch seine Gegenwart zum Fleiß an, ohne daß sie das eigentlich merkten. Sie wußten sich beobachtet, und der Alte übte schweigend eine Autorität, die Jeder empfand, ohne sie sich klar zu machen. Ich konnte ihm deshalb seine Bitte nicht versagen, ihm einen ganz unnütz gewordenen Raum als Wohnung zu überlassen. Meine Frau, der der alte Mann unheimlich war, hat mich oft deshalb gescholten, ich hatte aber nur Grund, mit dem wunderlichen Miether zufrieden zu sein. Es war, als sei der Segen mit ihm auf meinem Gehöft eingezogen. In den sechsundzwanzig Jahren, während er hier wohnte, das heißt alle paar Wochen einmal ausruhte von seinen Wanderungen über Land, ist mir kein Pferd gefallen. Er war da, wenn gefüttert wurde, schweigend zwar, aber er beobachtete die Knechte, wußte Rath, wenn eins krank wurde, sah voraus, wenn es anfällig war, und mahnte dann zum rechtzeitigen Verkauf. Sein kurz hingeworfener Rath beim Ankauf eines neuen Pferdes bewährte sich immer, denn er kannte

die Füllen von der Geburt an in der ganzen Gegend. Wenn ein neuer Knecht gemiethet oder eine Magd ins Haus genommen werden sollte, warf er nur ein Wort hin, und ich wußte, ob die Wahl gut oder nicht. Er hatte Alle aufwachsen sehen und still beobachtet, so wenig es den Schein hatte. Gerade deshalb hütete sich auch Niemand in seiner Gegenwart, und in der That beobachtete er auch nur, was mir zur Zeit oder später Nutzen oder Schaden bringen konnte, während ihn aller Anderen Thun und Treiben gleichgültig ließ.

„‚Und doch hatte ich keinen Verkehr mit ihm. Alle Monat, pünktlich am ersten Tage desselben, kam er und brachte die kleine, unbedeutende Miethe seiner Schlafstelle. Er ließ sich davon nicht abbringen und zählte langsam die Bettelpfennige auf, die er nur an mich selbst ablieferte, und er wußte immer den Augenblick abzupassen, an dem er mich allein fand; meiner Frau aber ging er stets aus dem Wege. Dann warf er knapp die Rathschläge hin, die er nützlich hielt für mein Geschäft, ohne Gründe auseinander zu setzen. Selbst wenn ich ihn fragte, antwortete er nur mit ja oder nein. Mehrmals bemerkte ich wieder, daß er mit sich kämpfte,

als hätte er mir etwas anzuvertrauen, und immer schwieg er doch und verließ mich kopfschüttelnd.

„‚Vorgestern ließ er mich rufen durch den Knecht, der zufällig nach ihm gesehen hatte und ihn krank im Bette fand. Es sei der Erste, hatte er gesagt, er müsse seine Miethe zahlen und getraue sich nicht das Bett zu verlassen. Der Knecht hatte sich erboten, die paar Groschen zu überbringen, aber das wies er zurück. Seit sechsundzwanzig Jahren hätte er das Geld selbst vor mir aufgezählt, und so lange er lebe, wolle er das nicht versäumen. Er wurde sogar unwirsch, und der Knecht war schon willens, sich nicht weiter um ihn zu bekümmern, er kam aber doch zu mir, weil, wie er sich ausdrückte, es mit dem alten Reuter nicht richtig sei; er hätte sich anders als sonst benommen und zeige solche Angst nach mir. Ich ging gleich zu ihm und fand ihn fiebernd, aber klar in seinen Gedanken. Es war, als hätte ihm der nahende Tod die Lippen geöffnet und von einem verschlossenen Gemüth den Schleier gerissen — und erst, als halb glückstrahlend, halb wehmüthig das Wort geflüstert war, das das Geheimniß seines Lebens löste, das Wort, das Sie ja auch gehört haben, der Ton, mit dem er mich seinen Sohn nannte. Zeit meines Lebens werde ich ihn nicht

vergessen, hat er ihn mir doch lange genug vorenthalten. — Nun erzählte er in fieberhafter Hast, wie er endlich, ein Krüppel, vom Regiment entlassen, gewandert sei, die Mutter zu suchen, wie er nach langem Fragen ihre Spur fand. Sie war an einen redlichen Mann, in guten Verhältnissen, glücklich verheirathet. Sollte er zwischen ihr Geschick treten? Und nun erfuhr er auch, daß er einen Sohn hätte. Das Herz trieb ihn, sich mir zu offenbaren, aber erst lebte der Pflegevater noch, und er fürchtete, mir könne dessen Erbschaft durch sein Dazwischentreten entgehen; dann stand meine Verheirathung in Frage; endlich war ich auf der Wahl in den Magistrat. Würde nicht Alles das scheitern, wenn man erführe, ich sei der Sohn des alten Bettlers? Er schwieg; er opferte das einzige Glück, das ihm das lange Leben geboten hatte — das Glück, seinen Sohn ans Herz zu schließen, um diesem nicht zu schaden. Ich wollte ihn noch in mein Haus nehmen, aber er verbot es als ersten, einzigen Befehl des Vaters. Ich mußte gehorchen. Ihnen konnte ich nicht verheimlichen, was Sie selbst hörten, Herr Doctor. Ihnen mußte ich erklären seinet- und meinetwegen, was Sie hätten falsch deuten können. Sie haben mir ja auch Verschwiegenheit versprochen.‘

„So erzählte mir der Mann,“ schloß der Professor seinen Bericht. „Ich sah ihn noch einige Mal und er theilte mir noch manche eigenthümliche Weise des alten Bettlers mit, die er jetzt erst verstand, seit ihm der Schlüssel geworden war zu seinem Geschick. Ich habe dem Bilde dieses Bettlers oft nachgedacht, nun komme ich endlich dazu, davon zu berichten. Es ist immer gut, wenn uns auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft, auf der man so vieler Rohheit begegnet, eine reine, einfach großherzige Empfindung entgegentritt, vor der wir uns beugen müssen. Das festigt uns wieder das oft im Leben und Beruf erschütterte Vertrauen zur Menschheit. Wie vielmals später habe ich an den alten Bettler denken müssen! Das Gemüth eines edlen Menschen, wenn wir aus Zufall einen Blick hinein thun, ist wie ein Spiegel, in dem wir uns selbst sehen, selbst erkennen können. Lernen wir auch aus dieser einfachen Geschichte!“

Ich reichte dankend dem Professor die Hand, und wir schieden eine halbe Stunde später wie alte Freunde. Wir hatten uns gefunden in der Erinnerung an den „alten Reuter“!

Mein Elternhaus.

Ein Bild seiner Wandelungen durch sechzig Jahre.

Das Haus, von dem ich berichten will, ist das Herrenhaus des kleinen märkischen Dörfchens Retzin, das so recht inmitten der Priegnitz liegt, wo seit einer Reihe von Jahrhunderten meine Familie seßhaft ist, und wo es die Linie derselben, zu der ich gehöre, mit ausgebreitetem Grundbesitz noch zur Stunde blieb. Von den zwei anderen Linien ist die eine ausgestorben. Sie griff mit ihrem Besitz über die Elbe hinaus in die Altmark hinein. Die andere ist nicht mehr in der Gegend begütert. Retzin hat eine Anzahl von Bauern- und Halbbauern-Gehöften, die im Kreise um den Dorfplatz gebaut sind, wodurch es seinen wendischen Ursprung bekundet. Hinter den Höfen liegen die Obst- und Kohlgärten, an die sich meist ein Wiesenstück anschließt, auf dem einzelne hohe Bäume, wie der Zufall sie aufschießen ließ, zum

größten Theil alte Eichen, ihre Aeste breiten. So liegen die Höfe, überragt von Baumkronen, im Grünen. Eine Kirche fehlt. Der Ort ist in einem Nachbardorfe eingepfarrt. Der Gutshof schließt sich dem Dorfplatze an, ist aber ganz in den Jahren 1816 bis 1830 von meinem Vater neu aufgebaut und zwar an einem Platze, der ehemals Pferdekoppel war. Er wird von dem Herrenhause begrenzt, hinter dem sich Garten und Park ausbreiten, gleichfalls von meinen Eltern geschaffen mit Benutzung alter mächtiger Eichen und Linden. Das ist mein Geburtsort und seit fast 40 Jahren mein Heim.

Ein märkisches Dorf! Die meisten meiner Leser werden dabei an karge Sandstrecken, an flache, kümmerliche Felder, an spärlich bestandene Kieferwälder denken; die von der Natur ihrer Länder freilich begünstigteren Süddeutschen halten noch immer, wenn man von der Mark spricht, an dem Begriff „des deutschen Reiches Streusandbüchse“ fest. Allerdings ist unsere Gegend nicht reich an landschaftlichen Schönheiten, und was sie bietet, muß mit Fleiß und harter Arbeit ihr abgerungen werden; aber unschön ist es nicht bei uns daheim, denn Wiesenpläne und Baumgruppen unterbrechen überall, so weit das Auge reicht, die Felder, als befänden wir uns in einem

stark gelichteten Walde, in dem zwischen den ernsten Kiefern, mit den dunklen Wipfeln und den schwanken rothen Stämmen, die Birke, mit den leichtflatternden, hängenden Zweigen um die weißen Aeste, und die Kraft der Eichen mit der viel gefurchten, grauen Rinde, zwischendurch auch Linden und Buchen mit den vollen Kronen um die glatten Stämme, aufwuchsen. Die Felder aber hat Fleiß und Mühe der Bebauer und die vorgeschrittene Cultur zu fruchtbaren Strecken gestaltet, so daß wir uns an unserer märkischen Natur freuen könnten, auch wenn sie nicht unsere Heimath und uns deshalb in das Herz gewachsen wäre. Mir natürlich ist mein Heimathsort mehr. Jeder Baum im Park weckt mir Erinnerungen, jeder Platz im Garten ruft mir vergangene Zeiten zurück; Alles zeigt mir das Schaffen meiner Eltern und mein ganzes Leben im Wechsel bewegter und ruhiger Tage im Vorwärtsschreiten und Rasten durch eine lange Reihe von Jahren, im Hoffen und Zagen; die beglückten sonnigen, wie die schweren und trüben Stunden ziehen an mir vorüber, im Andenken und Nachempfinden. Ich sehe zurück auf einen weiten Weg des Lebens, der nicht immer auf der gewohnten, getretenen Straße hinführte, der seinen Pfad ablenkte und selbst suchte, der vorwärts stürmte im

Streben und auf dem ich manche Stunde verträumte im Rasten und verzagten Umkehren.

Aber ich wollte von meinem Elternhause erzählen, und da darf ich nicht vorgreifen, um den Faden nicht zu verlieren, sondern ich muß die frühesten Erinnerungen ins Gedächtniß wachrufen, ja mit dem anfangen, was mir meine Eltern berichteten. Ich habe es schon oben ausgesprochen, daß mein Vater den Gutshof mit den Wirthschaftsgebäuden, wie sie mir vor Augen liegen jetzt im Augenblick des Schreibens, die ich mit einem Blick übersehe aus dem Fenster meines Arbeitszimmers, alle baute, denn er war der erste Besitzer, der in Retzin lebte und sich hier sein Heim, die Stätte seiner Arbeit, schuf. Bis dahin war dies kleinere Gut Zubehör zum Besitz meines Großvaters, der das größere, Groß-Pankow, bewohnte. Retzin war für geringen Zins verpachtet und nährte nur mühsam den Pächter.

So ist es natürlich, daß ich kurz von dem Leben meines Vaters berichte, ehe ich von dem Hause erzähle und was ihn bewogen, in demselben seine Heimath zu gründen.

Mein Großvater war 42 Jahre alt geworden, ehe er sich verheirathete mit der Tochter aus einem adeligen Hause der Umgegend. Die Ehe war nach

den conventionellen Gewohnheiten der Zeit und wohl nicht aus Neigung geschlossen. Nachdem Erkundigungen eingezogen waren, ob der Stammbaum keine Fehler nachweise — denn das war nothwendig, sollten die Söhne des Hauses nicht die einträgliche Berechtigung auf die Domstifte, die Töchter die Anwartschaft auf die Fräuleinstifte verlieren —, erging die Anfrage durch gemeinsame Freunde zuerst an die Eltern der Braut, die selbst kaum gefragt wurde, jedenfalls nicht gewagt hätte, dem Befehl ihrer Familie entgegen zu antworten. Dann wurde eine flüchtige Bekanntschaft vermittelt, die kaum den Charakter des Zufälligen trug. Gewöhnlich wurden dazu die Jahrmärkte in irgend einem Städtchen der Provinz benutzt, wo die adeligen Familien der fernen Umgegend zusammenzukommen pflegten. Der Bewerber brachte gleich die üblichen Brautgeschenke mit. Die Ueberreichung derselben war der Antrag, der eine weitere Neigungserklärung unnöthig machte, die Annahme war die Form der Verlobung.

Mein Großvater kam mit seiner nachmaligen Gattin auf dem Markt in Putlitz zusammen, der Muff und Pelzkragen aus Zobel wurde überreicht und acceptirt. Dann sahen sich die Verlobten nicht wieder bis zur Hochzeit, die im Kreise der Ver-

wandtschaft und Nachbarschaft begangen wurde. — Die Ehe wurde aber eine glückliche, Dank der Vortrefflichkeit meiner Großmutter, die durch Pflichttreue, Selbstlosigkeit und Verstand sich der schroffen Eigenartigkeit des an Geist und Bildung überlegenen, gelehrten Gatten unterordnete, mit praktischem Sinn das Haus führte und zu der strengen Kindererziehung des Vaters die liebende Milde fügte. Sie erwarb sich dadurch nicht allein die treue Anerkennung des Mannes, sondern die Anbetung ihrer Kinder und aller Derer, die in den Kreis ihres Waltens traten.

Mein Vater sah in ihr das vollkommenste Wesen, das ihm im Leben begegnet war, und sprach bis in sein hohes Alter nie anders von ihr als mit Thränen der Rührung und Dankbarkeit im Auge, und ich habe von Allen, die sie gekannt hatten, ob hoch oder gering, sein Urtheil bestätigen hören.

Damals bestand noch die Dienstverpflichtung der Bauern dem Gutsherrn gegenüber. Die Männer leisteten dieselbe auf dem Felde oder durch Fuhren, die erwachsenen Töchter der Bauern, indem sie ein Jahr lang als Mägde im Hause der Gutsherrschaft dienten. Das wurde zu einer Art Erziehungszeit unter den Augen und der mütterlichen Anleitung der Gutsherrin, und manche Greisin des Ortes hat mir

von diesem Jahre, das sich oft auf längere Zeit ausdehnte, als der glücklichsten Zeit ihres Lebens erzählt und gepriesen, was sie der alten gnädigen Frau verdanke. In der scheinbaren Härte dieser Dienstbarkeit lag der Grund zu einem patriarchalischen Verhältniß, das freilich mit derselben zusammenbrechen mußte, deren Folgen aber noch lange nachdauerten.

Von den vier Kindern meiner Großeltern war mein Vater das jüngste. Zwei Töchter, die eine als Kind, die andere fast erwachsen, starben und nur die beiden Söhne überlebten die Eltern. Die beiden Brüder, kaum ein Jahr im Alter auseinander, waren doch in Anlagen und Lebensauffassungen sehr verschieden. Karl, der ältere, war liebenswürdig, aller Welt vertrauend, sich selbst am meisten. Mit glücklichstem Gedächtniß, leichter Fassungsgabe, feinem Sinn für Poesie und Kunst verband er das Talent anregenden Gespräches. Er liebte Geselligkeit, auch die der Damen, war schnell der Mittelpunkt der Gesellschaft und wußte, daß er gefiel. Eduard, mein Vater, muß in seiner Kindheit im Vergleich mit seinem Bruder unbeholfen, ohne Vertrauen zu eigenen Fähigkeiten gewesen sein. Wenigstens schilderte er sich selbst so, und sein Vater muß ihn das haben fühlen lassen. Das ging ihm durch das ganze Leben

nach und machte ihn in seiner Jugend ungesellig. Dafür war er praktisch und klar in seinem Urtheilen und Schaffen, aber ein Zurückweisen alles Dessen, was ohne Nutzen zum Schmuck allein diente, ließ ihn in der Uebertreibung oft bizarr erscheinen. Jeder äußere Schein war ihm zuwider und blieb es bis in sein hohes Alter. Darin aber waren die beiden Brüder gleich, daß sie, wie sie das an dem Beispiel ihres Vaters lernten, Wissen und Bildung vor Allem hochhielten und erstrebten. Mein Großvater aber bestimmte nach der Ansicht, die er über die Fähigkeiten seiner Kinder hatte, dem ältesten Sohn eine wissenschaftliche Ausbildung, während er meinen Vater für eine militärische Laufbahn vorbereiten ließ. Gegen diesen Beschluß wäre ein Einwand unmöglich erschienen, wie überhaupt mein Großvater unerschütterlich streng war und auch in den Dingen an den Gewohnheiten seiner Zeit und seines Standes fest hielt, die veraltet waren und seinen Söhnen viel schwere Stunden machten. So brachte er seinen ältesten Sohn auf das Alumnat des Klosters Unserer Lieben Frauen in Magdeburg; da aber dieser damals schon Domherr von Magdeburg war mit der Berechtigung, das Domherrnkreuz zu tragen, befahl er das dem Knaben und duldete nicht, daß er ohne

diese Decoration ausging. Der Arme mußte die ihm so lästige Auszeichnung noch obenein gegen die Neckereien seiner Mitschüler durchkämpfen.

Mit meinem Vater aber reiste der Großvater, als jener kaum 12 Jahre alt war, nach Berlin, ihn dem König Friedrich Wilhelm III. persönlich vorzustellen, um ihn bei der Leibgarde einschreiben zu lassen. Dem Knaben blieb diese Audienz durchs Leben in unauslöschlicher Erinnerung. Nachdem er einige Fragen, die der König an ihn richtete, fest und entschieden beantwortet hatte, forderte der General von Köckeritz, der der Vorstellung assistirte, ihn auf, durch die geöffnete Thür in das Nebenzimmer zu schreiten und bis an das Ende zu gehen, wo ein grüner Schirm stand. Hinter diesem trat die Königin Luise hervor, richtete an das verlegene Kind ein paar aufmunternde Worte und streichelte ihm die Backen. Von nun an hatte der Knabe das Recht, die Junkeruniform zu tragen, Cordon und Offizierfederbusch und den Säbel mit dem Offizier-Porte-épée anzulegen. Aber er erinnerte sich auch sehr deutlich, daß er schon damals die Empfindung gehabt hätte, es sei nicht würdig, daß Kinder Kleidung und Ehrenzeichen wie eine Spielerei trügen, die Männer in voller Kraft als Schützer des Vaterlandes bezeichneten, und nur

mit Thränen des Aergers und der Scham, nur gezwungen hätte er als Knabe die Uniform angelegt.

Zwei Jahre später wurde mein Vater nach Berlin auf die „Académie militaire des Nobles“ gebracht, einer Schöpfung Friedrichs des Großen, die durch ausgezeichnete Lehrkräfte für die Militärcarrière vorbereitete. Diese Schuljahre waren die glücklichste Zeit im Leben meines Vaters. Nach dem strengen Zwang im Elternhause der, wenn auch durch militärische Disciplin geregelte, freie Verkehr mit Altersgenossen, der Freundschaften anbahnte, die für das Leben aushielten, und dazu für den wissenschaftlich strebsamen, heranwachsenden Jüngling der anregendste Unterricht. Vor Allem waren es die Vorträge des berühmten Historikers Ancillon, die ihn fesselten, neben der liebenswürdigen Persönlichkeit des Lehrers selbst. Eins hat er diesem aber nie vergessen. Ich habe schon erwähnt, daß im Vergleich mit den glänzenderen Fähigkeiten seines älteren Bruders die Anlagen meines Vaters unterschätzt wurden, und daß mein Großvater das offen aussprach. Das hatte das Selbstvertrauen des Knaben erschüttert, und lange konnte er sich nicht von dem Druck befreien, den das auf seine ganze Entwickelung ausübte. Diesen hob ein Wort des bewunderten Lehrers, der, an einen

kleinen Tadel anknüpfend, sagte: „Mais vous êtes donc une des meilleures têtes de la classe!“ Mein Vater sah ihn erstaunt an, und wie durch einen Zauberschlag war der Bann von ihm genommen. Nächst dem Erwecken der eigenen Ueberschätzung gibt es nichts Gefährlicheres in der Erziehung, als das Hemmen des Selbstgefühls.

Unterdessen hatte sich der politische Horizont mehr und mehr verdüstert, und im Herbst 1806 zweifelte Niemand mehr an dem Ausbruch des Krieges. Auch unter den Schülern der Académie militaire fing der Kampfesmuth ihres Berufes an lebendig zu werden, und mit unbeschreiblichem Jubel empfingen sechs derselben, unter denen mein Vater, die Nachricht, daß sie durch Cabinetsordre der Armee eingereiht wären und sofort in dieselbe einzutreten hätten. Mitte September reiste mein Vater nach Naumburg und trat dort in das erste Bataillon Leibgarde ein, mit dem er zunächst über Erfurt und Weimar marschirte, die unglückliche Schlacht bei Auerstädt mitmachte. Darauf kam der Rückzug nach Prenzlau, die Capitulation und die Entlassung der Offiziere, die sich auf Ehrenwort verpflichten mußten, in diesem Kriege gegen Napoleon die Waffen nicht wieder zu führen. Mein Vater kehrte in das Elternhaus zurück.

Hier, nach dem Jubel der kampfmuthigen Jugendzeit, begann ein düsteres, trauriges Leben in jeder Beziehung. Das Vertrauen auf die unbesiegbare Armee des großen Friedrich war gebrochen und damit die Hoffnungen auf die militärische Laufbahn vernichtet. Für geträumten Kampf und Sieg Niederlage, Schmach und Thatlosigkeit. Der Feind im Lande, dessen Ertrag die Contributionen weit über die Leistungsfähigkeit absorbirten, und dazu durch zwei Jahre die Last feindlicher Einquartierung. Und das Ende dieser Zustände war unabsehbar und immer unerträglicher wurde das müßige Leben. Mein Vater nahm einen unbestimmten Urlaub, bezog im Herbst 1808 die Universität Göttingen und ging von da im Jahre 1811 nach Berlin, wo ein buntes, geselliges und wissenschaftlich anregendes Leben sich für ihn entwickelte. Die ganze Jügend beseelte derselbe Gedanke, dieselbe Hoffnung auf einen ehrenvollen Umschwung der drückenden Verhältnisse, denn Jeder fühlte die allgemeine Noth, und der Patriotismus, der die Begeisterung des Einzelnen kräftigte, erhob zündend die Aller. Alle Verschiedenheiten, Particularismus, überlebte Traditionen schwanden, und eine und dieselbe Erwartung erfüllte alle Gemüther und stärkte sich zur Opferwilligkeit, die bereit war, Gut

und Blut hinzugeben für die Erhebung des Vaterlandes. Da fiel die Nachricht des Unterganges der französischen Armee wie ein erleuchtender Blitzstrahl durch die gewitterschwarze Nacht der Heimathsgeschicke. Für meinen Vater war das der Ruf zum Wiedereintritt in die Armee, dem er ungesäumt Folge leistete. Mehrere Male leicht und bei Nollendorf durch eine Granate schwer durch das Bein verwundet, wurde er über Teplitz nach Prag transportirt, wo er drei Monate an das Krankenbett gefesselt war, bis er, kaum geheilt, mühsam nach Berlin transportirt werden konnte. Da erst erfuhr er, daß schon vor Monaten seine über Alles geliebte Mutter nach kurzer Krankheit gestorben sei. Welche Heimkehr in das Elternhaus, das ihn vereinsamt und öde empfing; der Vater alt geworden und noch schroffer und in sich gekehrter als vorher; die Hofgebäude durch eine Feuersbrunst niedergelegt; für den neuen Hof, an ganz anderer Stelle als der alte, kaum die Fundamente gelegt; dazu er selbst noch an Krücken, erschöpft von langer und oft recht unzureichender ärztlicher Behandlung. Das waren schwere, freudlose Tage und es erschien fast wie eine Erlösung, daß er, zum Fußdienst untauglich geworden, zum Generalstab versetzt wurde und der Armee nach Frankreich folgte.

In Nancy angekommen, wurde er Adjutant und blieb dort längere Zeit. Er wohnte im Hause eines alten, 80jährigen Mannes, des Baron de St. Vincent, der nie verheirathet gewesen war, und dem seine 84jährige Schwester das Haus führte. Eine junge Großnichte hatten die beiden Alten als Adoptivkind zu sich genommen. Nach vollbrachtem Dienst dinirte mein Vater mit den Dreien und blieb dann mit ihnen am coin du feu sitzen und das durch mehrere Monate. Die französische Sprache hatte er schon im Elternhause gelernt und auf der Schule vervollkommnet, da dort die meisten Gegenstände französisch gelehrt wurden. So bildete sich ein fast freundschaftlicher Verkehr, der von dem alten Lebemann in freiestem Gespräch aufrecht erhalten wurde. Man vergaß, daß man in Feindesland war, und in der That hatte man nur gemeinsame Feinde: die Revolution und den Usurpator, den gemeinsamen Wunsch: nach Frieden. In vielen Dingen wichen freilich die Ansichten der beiden Jungen von denen der beiden Alten bedeutend ab. Zum Beispiel wollte der alte Baron nichts von der Liebe wissen: „L'amour, qu'est ce que ça veut dire? Ce sont des bêtises. J'ai été souvent amoureux de quarante à la fois — en sortant de l'opéra!“ Dann, wenn er sich weit-

läufiger über das Thema expliciren wollte, schnitt ihm die Großnichte die Rede ab mit den Worten: „Oui, mon oncle, nous connaissons vos idées la dessus.“ Vielleicht theilte sie diese nicht. Uebrigens schilderte sie mein Vater, wenn nicht schön, so doch anmuthig, voll Frohsinn und Leben. Die Erinnerung an das junge Mädchen war unzertrennlich von der an seinen Aufenthalt in Nancy, und der Ort ist ihm stets lieb geblieben, was viel dazu beitrug, seine Vorliebe für Frankreich und die Franzosen zu mehren. Noch in den Sechziger Jahren suchte er diese seine Lieblingsstadt wieder auf und erkundigte sich auch nach Mademoiselle de St. Vincent. Sie lebte noch, eine Greisin, in Nancy, war aber krank und konnte keinen Besuch empfangen. Im Jahre 70 kam ich selbst mit Lazarethzügen mehrere Male nach Nancy und lernte die Vorliebe meines Vaters für diese eigenthümlich angenehme Stadt verstehen. Ich fragte auch nach der alten Dame. Sie hatte sich nicht verheirathet und lebte noch, wenn auch in strengster Zurückgezogenheit. Wie anders war die Welt geworden, seit damals der junge, feindliche Offizier und die lebensfrohe, eben erblühte Französin die Flammen im Camin des grand oncle schürten.

Dann war mein Vater noch einige Male in

Paris, kam aber nach vollendetem Kriege um seinen Abschied ein, da der gealterte und einsame Vater ihn in seiner Nähe zu haben wünschte. Er übernahm einstweilen das kleine Gut Retzin und richtete sich auf demselben so gut es eben ging ein. Das war damals freilich leichter als jetzt, denn der Krieg und seine Nachwehen hatten Jedermann auf höchste Anspruchlosigkeit und Einfachheit hingewiesen. Jeder suchte es dem Andern nach dieser Richtung zuvorzuthun, aber die gemeinsame Noth hatte auch die Schranken, die noch vor wenig Jahren die Kreise der Gesellschaft trennten, niedergerissen, und Alle unterstützten sich in der Friedensarbeit für das Vaterland, nachdem sie in dem Werke des Kampfes und der Gefahr gelernt hatten, zusammenzuhalten und zusammenzuwirken. Es kam eine Zeit, in der alle Kräfte sich entwickelten und in der der zertrümmerte Wohlstand anfing, sich wieder zu erholen. Mein Vater gab sich mit klarem, praktischem Geiste und unermüdlichem Eifer der Aufgabe hin, sein durch lange Verpachtung entkräftetes Gut zu heben, und brachte dieser Aufgabe jedes Opfer, zunächst auch das der eigenen Behaglichkeit. Er richtete sich in einem Häuschen ein, das für den letzten Pächter leicht aus Fachwerk aufgebaut war und das kaum den beschei-

densten Ansprüchen genügen konnte. Es hatte drei Fenster zu jeder Seite der Hausthür, war nicht einmal unterkellert, und hatte dann zwei Giebelzimmerchen unter dem Ziegeldach. In diesem Häuschen wohnte mein Vater erst einige Zeit allein, dann verheirathete er sich, ohne das Haus in den ersten Jahren zu erweitern; in demselben wurden meine Schwester und ich geboren und wir verbrachten in ihm die ersten Lebensjahre. Da Dienstbotenwohnungen und Küche mit in dem Häuschen untergebracht werden mußten, hatten meine Eltern für sich nur ein zweifenstriges und zwei einfenstrige Zimmer zur Verfügung, und meine Mutter fand sich in diese Beschränkung und wußte mit Umsicht und Geschick der Kargheit des Raumes immer noch einen kleinen Schmuck oder Behaglichkeit zu geben. Das hat sie durch das ganze Leben fortgeführt, und zu Allem, wozu sich Haus und Garten später entwickelt und herausgearbeitet haben, hat sie allmälig, mit kleinen Mitteln, das Fundament gelegt. Und wie klein war dieser Anfang. Das Häuschen sehe ich noch vor mir. Ich habe es schon und zwar aus der eigenen Erinnerung beschrieben und will nur noch hinzufügen, daß sich hinter demselben ein kleines Gemüsegärtchen hinzog, nicht breiter als das Haus und dann spitz auslaufend,

etwa 150 Schritt lang. Begrenzt wurde es durch einen schrägen, halbversumpften Graben, der es von einer Viehkoppel trennte. Der Mittelsteig ging zwischen zwei langen, schmalen Beeten hin, auf denen, von Buchsbaum eingefaßt, die einfachsten Gartenblumen blühten, ein karger, anspruchsloser Schmuck. Hinter diesen, im rechten Winkel auf dieselben angelegt, kamen Gemüsebeete, alle sauber gehalten, Dank dem Fleiß und der Sorgfalt eines zu Allem geschickten Dieners, den mein Vater während der Campagne als Burschen gehabt hatte, der ihn während seiner Verwundung pflegte, den er mitbrachte und der auch im Dienste meiner Eltern bis zu seinem Tode blieb. Daß der alte Wunderlich (so hieß er wirklich) mein besonderer Freund war, nur nebenbei.

Das Gärtchen, das meine Mutter später durch Anpflanzungen blühender Gebüsche abgrenzte, war der Schauplatz meiner ersten Kinderspiele, und die Kinderphantasie schuf sich aus ihm eine kleine Welt. Jeder Platz, jeder Stein hatte seinen besonderen Namen, jeder Strauch barg ein eigenes Geheimniß. Je mehr die Einbildungskraft zu ergänzen, die kindliche Erfindung umzuwandeln hatte, desto kühner konnten sie walten. Je enger, je einfacher die Wirklichkeit, desto weiter das Feld der Gedanken. Vom

ersten Bewußtsein an zeigt sich im Kinde der Trieb zum Schaffen und Umwandeln, und führte das auch nur zum Vernichten und Zerstören; ebenso zum Besitzen und sein Eigen Meinen, und beträfe es auch oft nichts als einen eingebildeten Gegenstand. Zum Spielen bedarf das Vergnügen des Kindes so wenig, und am liebsten ahmt es halb zum Schein das Schaffen und die Arbeiten der Großen nach. So wurde auch eine verlorene Ecke im Gärtchen zum eigenen Garten geschaffen, mit Graben, Pflanzen und Gießen, und wie stolz waren wir, wenn eine selbstgezogene Blume zum Blühen gelangte.

Als mein Großvater starb, ich war damals 5½ Jahre alt, und mein Vater mit seinem Bruder den Grundbesitz theilte, wurde nach langem Ueberlegen beschlossen, daß wir in Retzin unseren Wohnsitz behalten sollten. Meinem Vater war der Ort lieb geworden, auf den er nun schon seit mehreren Jahren seinen Fleiß gewandt hatte. Eigene Arbeit ist ein Stück von uns selbst, in ihren Erfolgen finden wir uns wieder und trennen uns schwer davon. Es war eine alte Bauernsitte, daß ein junges Ehepaar, wenn es einzog auf den Hof, gemeinsam einen Baum pflanzen mußte auf dem Gehöft, und daß die Frau, wenn sie als solche über die Schwelle des Hauses

trat, zuerst Feuer anmachte auf dem Herd, als Zeichen, daß sie Wurzel schlagen wollten und schaffen im Mittelpunkt des eigenen Besitzes. Auch meine Mutter hatte gepflanzt im eigenen Garten und freute sich an dem Wurzelschlagen und Aufsprießen. Ein einziger Baum steht noch von dieser ersten Pflanzung, eine alte Akazie, die sich in vier Stämme theilt und oft schon drohte, ihr Ziel erreicht zu haben. Noch habe ich sie immer geschützt und zu erhalten gesucht, während alle anderen Bäume der Wandelung der Gartenanlagen zum Opfer fallen mußten. Und diese, eigentlich nicht schöne Akazie bezeichnet mir noch immer den Ort meiner ersten Kinderspiele, und um sie baut sich in der Erinnerung das ganze Gärtchen meiner Eltern wieder auf. Außer mir weiß wohl Niemand mehr von ihm.

Aber das Bleiben in Retzin bedingte den Neubau eines Wohnhauses, oder doch die Erweiterung des alten Häuschens. Mein Vater entschloß sich für Letzteres, denn er hoffte, das billiger herstellen zu können, als ein ganz neues Gebäude, und war überdies immer der Meinung, ein Haus auf dem Lande müsse von innen heraus, nach dem Bedürfniß gebaut werden, weil es dann weder zu groß noch zu klein würde. Auf die äußere Architektur wurde gar nicht

Rücksicht genommen, das verlangte auch die damalige Zeit nicht, die sich dem Einfachsten und Unscheinbarsten zuneigte, und die so weit darin ging, daß sie das Zweckmäßige noch über das Bequeme stellte. Das wäre nun Alles ganz zeitgemäß gewesen, wäre überhaupt von dem alten Hause viel Verwendliches übrig geblieben; aber die Rücksicht, von ihm so viel als möglich zu bewahren, hemmte nur das Neue und bedingte manche Unzulänglichkeit und einige sehr unbequeme Jahre für meine Eltern, die in einem Hause wohnen mußten, das zu zwei Drittel neugebaut wurde, das lange nach einer Seite für Wind und Wetter offen war und in welchem sie dann von einem Raum in den anderen zogen. Wie sie das möglich machten und ertrugen, ist mir nicht erinnerlich mehr, denn für uns Kinder war der Bau eine immer neue Quelle des Staunens und Vergnügens. Nicht allein, daß wir mit Bauführern und Handwerkern Freundschaft schlossen, um entweder ein altes Spielzeug auszubessern und wieder herrichten zu lassen, oder neue zu lernen, auch der Wechsel, das Tauschen des einen Raumes mit dem anderen machte uns Freude, und mir besonders erweckte jede Arbeit der Bauleute neues Interesse. Die Geschicklichkeit, die durch Erfahrung gewonnenen Handgriffe, die

Erfindungsgabe der Handwerker habe ich immer gern beobachtet und mich an dem Entstehenden gefreut. Endlich war das Haus fertig, nun innen groß und geräumig, wenn auch äußerlich unschön und ohne allen Schmuck. Es streckte sich lang hin, steckte in der Erde und trug ein verhältnißmäßig zu hohes Dach. Daß es aber im Laufe der Jahre mancherlei bequeme Verbesserungen erfuhr, mehr und mehr in den Park hineingezogen wurde, namentlich durch einen Vorgarten, zu dem ich den Raum dem Wirthschaftshofe abgewann, und daß es auf der Gartenseite, weit aufs Dach hinauf, mit wildem Wein berankt war, verdeckte den Bau aus Backsteinen und gab dem Ganzen ein freundliches Ansehen. Dazu kam eine sehr bequeme Disposition der freilich niedrigen Zimmer, denn die Höhe hatte das alte Haus, das anstatt des früheren Fachwerks massive Wände erhalten, bedingt. In diesem Hause verlebte ich die letzten Jahre der Kindheit, die beglückenden Wochen der Schulferien, das Hinausziehen auf die Universität, und hier entstanden meine ersten literarischen Arbeiten.

Zwei Eigenschaften bewährte das Haus — es war wohnlich und gastfrei in ausgedehnter Weise, für die Verwandten und Freunde der Eltern und für die Jugendgenossen der Kinder. Es hat glückliche

Tage gesehen, fröhliche und poesievolle, und manche freundliche Erinnerung folgte den geschiedenen Gästen, manche dankbare nahmen sie mit.

Mit der Ausdehnung des Hauses erweiterte sich auch der Garten und gestaltete sich durch glückliche und geschickte Benutzung alter und herangewachsener Bäume, durch Hineinziehen eines neu gepflanzten Gehölzes und zweier Teiche zu einem kleinen Park aus, der größer scheint als er ist, weil er überall hin in freies Feld geht. Ein Dörfchen mit seinen rothen Dächern, von Baumwipfeln überragt, das sich von einem mit dunklen Fichten bewachsenen Höhenzuge abhebt, schließt die Aussicht, wenn der Blick über die kornwogenden Felder und grünen, von Baumgruppen unterbrochenen Wiesenflächen hinstreift. Es ist ein Fleckchen märkischer Erde, das den Fremden nie durch besondere Naturschönheiten überraschen, das ihn aber schnell anheimeln, das er bald lieb gewinnen wird. Wie muß es nun erst dem ans Herz gewachsen sein, dem auf ihm das erste Bewußtsein des Lebens aufging, der hier aufwuchs, dachte und träumte und dem jeder Baum, jeder Durchblick, jede Wendung des Weges eine Fülle von Erinnerungen weckt? Kindheitsfreude, Jubel und Uebermuth der Jugend, höchstes Glück und bitterster Schmerz des Lebens

klingen wieder an in der Empfindung. No place like home. Aber nicht allein die Bäume im Garten, auch das Haus selbst mußte mehr und mehr den gesteigerten Ansprüchen des Lebens und des Comforts, den Anforderungen der Gastlichkeit Rechnung tragen. Meine Mutter hatte Freude an dem Ausschmücken ihres kleinen Reiches, mit dem sie allmälig und fast unmerklich vorschritt, sowohl im Hause, als im Garten, und später hatte ich nur fortzuführen, was sie in dieser Beziehung begonnen hatte, und auf Grund ihrer Anlagen weiterzugehen. Eins entwickelte sich aus dem Anderen, und wie aus der schwanken Gerte, die langsam mit ihren Wurzeln weiteren Boden gewann, der Stamm sich hob und die Laubkrone sich wölbte um kräftige Aeste, so wuchs und breitete sich das kleine Gärtchen meiner glücklichen Kindertage zu grünen Wiesenflächen mit schattigen Baumgruppen aus innen heraus, wie mein Vater es gewollt hatte, und obgleich er das Werdende kaum beachtet hatte, freute er sich doch an dem Gewordenen, und wenn er als fast 90jähriger Greis mit mir den Garten durchschritt, rollte sich das Bild seines ganzen Lebens vor ihm auf, an jedem Baum, an jeder Fernsicht schloß sich ihm ein Blatt aus dem Buche der Erinnerung auf. Ich wußte vorher, was er hier

ins Gedächtniß zurückrufen, dort mir wie schon so viele Male erzählen würde; und jetzt, wie oft schreite ich denselben Weg und meine, ich hätte ihn noch zur Seite und höre noch den Laut seiner Stimme und wisse genau vorher, was er mir über dies oder jenes sagen müsse, auch über das, was über seine Tage auf Erden hinausreicht. Wenn das Fortleben nach dem irdischen Tode uns auch ein unergründliches Räthsel bleiben soll, das Fortleben in der Liebe der Zurückbleibenden ist mehr als Erinnerung, ist lebendig, und das Beste, was wir wirklich besaßen, kann uns nie ganz genommen werden.

Aber ich muß wieder zurückgreifen, um die Fäden meiner Erinnerungen nicht allzu unchronologisch durcheinander schießen zu lassen. Der Frühling des Jahres 1848 war gekommen und seine politischen Stürme brausten durch Europa. Ich selbst erlebte dieselben in Italien, fast ohne Nachricht von dem, was in der Heimath geschah. Lange zurückgehaltene Hoffnungen entfesselten sich und suchten auf noch ungeebneten Bahnen die Ziele der Erfüllung. Auf der anderen Seite gingen die aufgeregten Wogen der Befürchtungen weit über die Schranken der Dämme, die althergebrachtes Recht durch Jahrhunderte gezogen hatte. Alles schien zu schwanken und Parteiungen

zerrissen die Verbindungen der Gesellschaft, die, auf dem Lande wenigstens, sich friedlich geknüpft hatten. Meinen Vater, der Alles das schon längst vorher gesehen und gesagt hatte, fand ich verstimmt über die Meinungskämpfe, denen sich Keiner entziehen konnte, als ich im Juli von der Reise heimkehrte. Im Herbst starb sein Bruder, der zugleich sein nächster Nachbar war. Er selbst sehnte sich nach Ruhe. Seine Arbeit war gethan; er hatte den angestammten Grundbesitz zu neuem Werth herausgeschaffen, und der Wunsch, sein Alter in anregendem Verkehr, in wissenschaftlich ausgefüllter Muße zu genießen, reifte den Entschluß, sich mit meiner Mutter und meinen Schwestern, wenigstens für die größte Zeit des Jahres, in Berlin zu etabliren. Dafür erbot ich mich, die Bewirthschaftung der Güter in seiner Gewohnheit und nach seinen Anordnungen weiter zu führen, und der Sommer sollte wieder in alter Weise die Familie in dem Allen so lieben Retziner Hause vereinigen. Der freundliche Plan wurde durch mehrere Jahre ausgeführt und gab mir Muße zu literarischen Arbeiten und Reisen. Ich lernte London oberflächlich und, bei zweimaligem Aufenthalt, Paris genau kennen, jeden Winter aber brachte ich ein paar Monate in Berlin zu, jedes Frühlingwerden lockte uns, und

mit uns einen großen Kreis von Freunden, nach Retzin, und besondere Freude war es mir, halb als Hausherr, den Meinigen die unveränderten Räume zu bereiten und unsere gemeinsamen Gäste zu empfangen, die dem Hause seinen eigentlichen Charakter, den einfachster Gastlichkeit, gaben. Ich will diese auch an meinen Lesern üben und sie einladen, in der Rückerinnerung zu einem Fest, das ich aus dem Gedächtniß zurückrufe und das eine Wandelung meines Hauses abschließt, zugleich mit einem Abschnitt meines Lebens.

Ich hatte in Berlin den damals gerade durch seine ersten Erfolge als Operncomponist berühmt gewordenen Friedrich von Flotow kennen gelernt, der sich, getragen von der Anerkennung, die seine Opern „Stradella" und „Martha" fanden, einen neuen Librettisten suchte. Mit Riese (pseudonym Friedrich) war er auseinander gekommen, mit Charlotte Birch-Pfeiffer konnte er nicht recht einig werden, kurz es reizte ihn, es mit mir zu versuchen, und auch mich lockte ein Zusammenarbeiten mit dem schnellschaffenden, heiteren, dazu theaterkundigen Componisten. Wir waren schnell mit einer Reihe von Vorwürfen zu einem Operntext beschäftigt, und entschieden uns ebenso schnell für eine Episode aus dem Leben des

Camoens, die als einactige Oper von Flotow bereits in Paris, wo er seine Studien gemacht hatte, aber noch schülerhaft und erfolglos componirt war. Ich legte meinen Plan für eine dreiactige Oper vor, anlehnend an das französische Buch, der sofort vom Componisten genehmigt wurde und der ihn gleich zur Arbeit anregte. In Berlin aber ging uns diese zu langsam von Statten; mancherlei gesellschaftliche und andere Zerstreuungen hemmten uns; wir konnten uns nicht gleich im Produciren besprechen und das Umschreiben nahm dadurch zu viel Zeit fort. So entschlossen wir uns, noch in den ersten Frühlingsanfängen nach Retzin zu gehen und, vor Abhaltungen sicher, ganz der Collaboration unsere Zeit zu widmen. Es war immerhin ein Entschluß, namentlich für Flotow, denn mein Hausstand war, so lange meine Eltern in Berlin waren, in keiner Weise für den Empfang von Gästen eingerichtet; er bestand nur aus einem Diener, der zugleich Kutscher war, und einer Wirthschafterin, die in sehr primitiver Weise die Küche besorgte. Aber die fast überstürzte Arbeit ließ in unserer Zurückgezogenheit keine Einförmigkeit empfinden; der Humor ging nicht aus, und der Mangel wurde zum Vergnügen. Wenn wir den Tag über gereimt und in Musik gesetzt, zwischen durch dabei

auch wohl uns tüchtig gestritten hatten, weil wir meinten, uns gegenseitig Unmögliches zuzumuthen, machten wir zur Erholung Spaziergänge in den noch unbelaubten Wald und trugen uns Holz und Tannenzapfen zusammen, mit denen wir das Kaminfeuer in unserem Zimmer unterhielten. Dabei wurde vom Theater geplaudert, wurden Erfolge geträumt und Pläne neuer, gemeinsamer Arbeiten geschmiedet. Bunt und genial genug sah es aus. Ueberall lagen Noten und fliegende Blätter mit Textfragmenten umher, unsere Toiletten waren so ungenirt als möglich, unsere Tageseintheilung ohne alle Regel noch Pünktlichkeit. Aber die Arbeit förderte sich so schnell, daß wir meinten, noch Ueberschuß an Zeit zu haben, und daß aus dieser heiteren, künstlerischen Unordnung ein Project entstand, wie es nur Werdende planen konnten. Wir wollten neben der großen Oper „Indra", die bereits für die nächste Saison an mehreren Bühnen angenommen war, noch eine kleine, zweiactige fertig machen und diese im Laufe des Sommers mit Dilettanten in Retzin aufführen. Es fehlte dazu auch wirklich nicht viel mehr als Alles, aber in unserem Schaffensdrang ließen wir kein Hinderniß aufkommen. Kurz — alle unsere musikalischen Freunde wurden aufgeboten, theils zur eigenen Mithilfe, theils

zum Werben für unseren Plan; meine Mutter, immer bereit, das zu unterstützen, was ihren Kindern Freude machte, nichts schwer nehmend und stets gewillt mit praktischem Rath und unermüdlicher Thätigkeit die Geselligkeit zu fördern, übernahm alle Sorgen des Hausstandes; meine Schwestern luden ihre Freundinnen ein zur Mitwirkung; Wilhelm Camphausen, mit dem ich seit Jahren befreundet war, sagte sein Kommen aus Düsseldorf zu und versprach uns die Decorationen zu malen, seine schöne und talentvolle Frau eine der Damenrollen in der Oper zu singen; Flotow stellte sich ein kleines Orchester aus den Stadtmusikern zweier benachbarter Orte zusammen; ich übernahm die Regie und Beschaffung der Costüme. Wir überboten einander im Eifer für die Sache. Bald war ein Holzschuppen, der mit einem Giebel im Garten stand, zum Opernhaus hergerichtet und decorirt; überall wurde gehämmert, gestrichen, gemalt. Dann begannen die Proben am Clavier, endlich auf der Bühne. Das kleine Haus füllte sich immer mehr, aber „kaum faßte es die Zahl der Gäste“, die nur bei allerbescheidensten Ansprüchen untergebracht werden konnten und deren Bekanntschaft ich zum Theil erst machte. Ein Eßzimmer und der Gartensaal als Clavierzimmer waren, nebst Garten und Bühne, die

einzigen gemeinsamen Räume, alle anderen waren zu Fremdenzimmern umgewandelt. Wochenlang dauerten die Vorbereitungen, bis endlich der Tag des Festes herankam, für den der Geburtstag meines Vaters, der 13. August, bestimmt war. Dieser hatte sich dem ganzen Trubel entzogen und war, freilich mit dem festen Versprechen, zum Fest zurück zu sein, in die Schweiz gereist. Zu solchem künstlerisch gewagten Feste hatte sich freilich mein bescheidenes Landhaus in der Priegnitz noch nie geboten, und kaum kannte man es wieder als Schauplatz einer Wilhelm-Meisteriade, die sich schnell herausbildete und im Zusammenwirken zu dem einen Zweck alle Theilnehmer das eigene Interesse vergessen ließ, mochten sie nun hinter den Coulissen schaffen oder vor denselben in Solopartieen sich auszeichnen oder anspruchslos im Chor mitwirken. Dadurch arbeitete sich aber auch ein Ensemble heraus, das weit über dem Dilettantischen stand und unter dem unermüdlichen Einstudiren des Componisten auf dem kleinen Raum Schattirungen und Feinheiten zur Geltung brachte, von denen unsere großen Opernhäuser nichts wissen.

„Rübezahl“ hieß unsere kleine Oper, nach dem Kobold des Riesengebirges, dessen Bild, auf der Schneekoppe thronend, Wilhelm Camphausen kunstvoll

auf den Vorhang des Retziner improvisirten Theaters gemalt hatte. Einer der freundlichsten Förderer unserer Aufführung und fast mein Nachbar, wenn die Entfernung unserer Wohnsitze von vier Meilen die Bezeichnung noch gestattet: Graf Königsmarck, kam mit seiner Familie direct von einer Reise ins schlesische Gebirge zur Aufführung, bei der mitzuwirken zwei seiner Töchter sich freundlichst erboten hatten. Er hatte im Reiche Rübezahls scherzend diesen zum Protector unserer Oper aufgerufen, ihm das Gelingen derselben, das Wohl der Mitwirkenden empfohlen. Der Berggeist hielt, was man von ihm forderte, und leerte das Füllhorn seiner Gunst über mein Haus während der Tage des Festes und lange darüber hinaus. Der Componist hatte den Wunsch geäußert, als noch unser gemeinsames Werk im Stadium des ersten Besprechens stand, ein Lied mit der Harfe begleiten zu lassen, aber dieser Effect war längst aufgegeben, da Niemand, weder unter unseren Nachbarmusikern, noch unter den Dilettanten unseres Kreises dieses Instrumentes kundig war. Graf Königsmarck, der das hörte, schlug sofort seine älteste Tochter dafür vor, da dieselbe als Kind Harfe gespielt, seitdem freilich dies nur noch in den Orchestern gesuchte Instrument nicht mehr geübt hatte. Wir

hatten kaum noch der Sache gedacht und waren fast überrascht, als die Damen zu den Opernproben kamen, daß mit dem Gepäck ein Harfenkasten abgeladen wurde. Unser Dank für diese Hilfe wurde freilich lachend mit der Bemerkung beantwortet, daß es allerdings eine Aufopferung für die Oper sei, denn die Saiten hätten die ungewohnten Finger nach der Jahre lang unterbrochenen Uebung wund gemacht, jeder Accord verursache Schmerzen.

„Wenn das ist," sagte ich, „wollen wir Flotow doch unter allen Umständen die Begleitung auf dem Flügel lassen, Niemand wird den Harfeneffect vermissen." „Ich habe es nun einmal, wenn auch vielleicht unbedacht, versprochen," war die Antwort, „und da ich es versprach, werde ich es auch halten."

Das imponirte mir gewaltig, und, um doch auch etwas dabei zu thun, ließ ich es mir nicht nehmen, die Harfe stets in die Probe und wieder hinauf in das Zimmer der Damen selbst zu tragen. Jedenfalls möchte ich aber behaupten, daß bei der Aufführung die Harfenaccorde hinter der Scene mir von allen Zuhörern den größten Eindruck machten.

Rübezahls Gunst hatte bis dahin Alles weit über Erwarten gefördert, und Nichts war störend zwischen unsere Festvorstellungen getreten, ja selbst

die Generalprobe war glänzend vorüber gegangen, als noch am letzten Tage eine Aufregung in die Gesellschaft kam, auf die Niemand vorbereitet war. Mein Vater, zu dessen Geburtstagsfeier seit Monaten das Fest bestimmt war, hatte zwar seine Rückkehr fest versprochen, aber in den letzten Tagen blieben die Nachrichten von ihm aus, seine Reiseroute war nicht bekannt, und damals verfügte man noch über keinen Telegraphendraht. Wir warteten erst auf den ankündigenden Brief von Tag zu Tag, dann auf die Ankunft von Stunde zu Stunde. Der Geburtstagsmorgen verstrich, schon kamen die geladenen Zuschauer aus der Nachbarschaft — der, zu dessen Feier sie sich versammelten, fehlte noch immer. Wir berechneten jeden Zug, mit dem er auf der drei Meilen entfernten Eisenbahnstation hätte eintreffen können, Verlegenheit, Spannung, zuletzt Sorge ergriff uns und theilte sich allmählich allen Versammelten mit. Die Stimmung wurde immer peinlicher. Da, im allerletzten Augenblick kam der Erwartete, ganz vergnügt mit Freunden, die aus Hamburg zur Aufführung gekommen waren. Er hatte auf der Eisenbahnstation übernachtet, wollte uns, trotz der Erwartung, überraschen und war froh, allen Vorbereitungen seiner Geburtstagsfeier vollkommen entgangen zu

sein. Wenigstens hatte er erreicht, daß ihn Jubel empfing, lauter, als wenn er sich angemeldet hätte. Sein Erscheinen löste mit einem Schlage den Bann, der durch den ganzen Tag immer drückender geworden war, und die nun freudig erhöhte Stimmung kam der ganzen Feier zum Vortheil. Rübezahl, der Schutzgeist des Festes, hatte gezeigt, daß er auch necken könne, aber schnell wieder seinen scheinbaren Schabernack zum Guten gewendet. Unsere Aufführung ging vollkommen correct, ohne Spur dilettantischer Unfertigkeit, von Statten; als die Gesellschaft in erhobenster Stimmung nach dem Schluß durch den Garten schritt, flammten in allen Bosquets bengalische Flammen auf; das erleuchtete Haus empfing gastlich die von allen Seiten zusammen gekommenen Gäste, und das Fest setzte sich fort bis spät in die Nacht.

Es war das letzte Fest, das ich im Elternhause als solches feierte. Schon wenige Monate später fing ich an, es als mein eigenes herzurichten, und meine Eltern siedelten auf ein anderes benachbartes Gut zum Sommeraufenthalt über. Die Harfenaccorde der Rübezahloper klangen noch durch ein langes Leben.

Für den neuen Hausstand wurden die Zimmer

anders disponirt, durch Umlegung der Treppe neue geschaffen, der große Hausboden für Fremdenzimmer zu Mansarden ausgebaut, das Ganze dem Geschmack der Zeit, die wieder Freude an dem Schmucke der Räume hatte, angepaßt. Im Aeußeren blieb das grüne, bis über das Dach umrankte Haus fast unverändert. Erst nach einigen Jahren baute ich einen kleinen Flügel an, in dem unsere sechs Kinder aufwuchsen. So wandelte sich das Haus wieder zum Elternhause. Welch glückliche Kindheit wurde hier verlebt, welche freudenreiche Jugendzeit, wenn die Söhne in den Schulferien mit ihren Freunden Lebenslust, Knabenübermuth, überbrausende Kraft austobten in der Freiheit, die Haus und Garten so uneingeschränkt gewährte. Dabei empfing die Jugend doch poetisch geschmückte Stunden und nahm aus der Zeit der Knabenspiele und später der Jünglingsbegeisterung manch unvergeßlichen Eindruck hinaus ins Leben. Unser Haus war fast nie ohne Gäste und, selbst für die Winterzeit, so lange wir auch diese auf dem Lande verlebten, verschmähten es unsere Freunde nicht, unsere Zurückgezogenheit auf einige Wochen zu theilen. Im Sommer natürlich war das regste Treiben, und wenn sich die Jugend im Feld und Garten ausgetobt hatte, oder die Regentage im

Hause mit Aufführungen dramatisirter Märchen ausfüllte, für die sich allmählich eine vollständige Garderobe angesammelt hatte, die in einer geheimnißvollen Truhe bewahrt wurde, versammelte sich der Kreis des Hauses im luftigen Gartensaal, dessen geöffnete Thüren die Abendkühle einströmen ließen, um die leuchtende Lampe. Der Goethesche Grundsatz, daß man keinen Tag schließen dürfe, ohne ein schönes Gedicht gelesen, ein gutes Lied gehört, an einem edlen Kunstwerk sich erfreut zu haben, wurde nach Kräften erfüllt. Durch eine Reihe von Jahren kam Emanuel Geibel jeden Sommer auf mehrere Wochen, und dann holte er nach dem Abendessen seine wohlbekannte Mappe, vor ihn wurde die Rheinweinflasche gestellt mit dem Glas, aus dem er von Zeit zu Zeit seine Lippen feuchtete, und er las, mit dem sonoren Klang seines Organs, fast musikalisch-rhythmisch, die Gedichte, die im Laufe des Jahres, oft des Tages, aus dem unerschöpflichen Quell seiner Dichtungskraft geströmt waren. Es lag ein unbeschreiblicher Zauber um diese Recitationen, die ganz den Charakter der Improvisation trugen, zuweilen auch in diese übergingen. Die Empfindung, die Weise des Vortrags waren unzertrennlich von der Person des Dichters, der in ihnen zum edelsten Priester der Poesie wurde,

als welcher er sich auch an der Jugend bewährte, die im Banne seines Zaubers andächtig seinem beschwingten Worte lauschte und gewiß diese Stunden poetischer Offenbarung nie vergessen hat.

Dann sammelten wir uns auch wohl um den Flügel, der die Lieder unserer musikalischen Freunde begleitete, oder mir fiel es zu, als ständigem Familienvorleser, ein klassisches Drama, oder ein altes Gedicht vorzuführen. Später, als ich den Winter als Theaterintendant in Schwerin, dann zur Erziehung meiner Kinder in Berlin zubrachte, und als ich schließlich die Leitung des Hoftheaters in Karlsruhe übernahm, wurde die Zeit des Sommeraufenthaltes in dem lieben Retziner Hause immer kürzer bemessen. Vor einigen Jahren stellte sich sogar die Nothwendigkeit einer gründlichen Reparatur heraus, die, als man an das Werk ging, zu einem völligen Umbau führte. Die Räume des Erdgeschosses sind in ihrer Disposition freilich dieselben geblieben, aber die Zimmer sind erhöht; an die Stelle der früheren Mansarden ist ein zweiter Stock mit Fremdenzimmern getreten, und für das unschöne Ziegeldach schließt ein stilvoll architektonisch verziertes Schieferdach den stattlichen Bau. Die Baumgruppen im Park sind herangewachsen, Durchblicke auf die freundliche Landschaft

gelichtet. Wieder ist der Zeit und ihrem Geschmack Rechnung getragen. Alles ist anders, schöner, zum Theil zweckmäßiger geworden. Auch die inneren Räume haben sich geschmückt, aber mit dem, was eine lange Lebenszeit uns zuführte als Erbschaft der vorangegangenen Verwandten, oder was wir selbst zusammenbrachten, zur Ergänzung, durch eine Reihe von Jahren. Alles sind Andenken, jedes Stück weckt Erinnerungen. Das innere Auge blickt zurück auf eine lange, schöne Zeit, aber auch auf kummervolle Tage, denn es läßt ein Menschenleben an sich vorbeiziehen. Verrauschte Stimmungen, gebrochene Hoffnungen, welches Leben hätte die nicht? Aber auch freundliche, beglückte Stunden leben wieder auf in dem Gedächtniß:

„Lang', lang' ist's her!“

Die

Pforte des Alumnats.

Knaben-Erinnerung.

Im Elternhause auf dem Lande aufgewachsen, unterrichtet von einem Hauslehrer, war ich eben zwölf Jahre alt geworden, als dieser eine Berufung nach Magdeburg an die höhere Töchterschule erhielt, wo der Tod plötzlich eine Lehrerstelle frei gemacht hatte. An die sehr erwünschte Berufung knüpfte sich freilich die Bedingung eines sofortigen Eintritts und dadurch die Frage, ob auch ich, vom Elternhause fort, in ein Alumnat gebracht werden solle, oder ob für kurze Zeit ein neuer Hauslehrer gefunden werden könne. Alle solche Entscheidungen waren damals auf dem Lande schwierig zu treffen, denn Briefe gingen sehr langsam, wöchentlich nur zweimal mit den Fahrposten.

Mit welch' banger Erwartung sah ich dem zu treffenden Entschluß entgegen! Ich war so recht

ein Hauskind im vollen Sinne des Wortes, fast ohne Verkehr mit gleichaltrigen Knaben, in stetem Zusammenleben mit meinen Eltern, aufgewachsen, und obenein von meinem Vater, der Alles mit mir besprach, fast wie ein Erwachsener behandelt worden. Es war dadurch in meinem ganzen Wesen ein Anachronismus ausgebildet, der sich auch auf mein Wissen erstreckte; denn mein Hauslehrer, übrigens ein treuer, gemüthlicher Mann, der auch, bis zu seinem Tode, mein und meines Elternhauses Freund blieb, hatte kein Talent zum Lehren, das ihm höchst langweilig war, wodurch er auch mein Lernen zur langweiligsten Pein machte. Ich suchte mich dafür in den Freistunden schadlos zu halten, und da ich eigentlich nur meine ältere Schwester als Kameradin hatte, und wir beide am wilden Spiel, wie es für unsere Jahre gepaßt hätte, keine besondere Freude fanden, lasen wir, was uns nur die Bibliothek unseres Vaters bot, natürlich nach Genehmigung der Eltern. Schiller, Körner, mit Auswahl auch Goethe, wurde mit vielem Andern uns preisgegeben und mit Begeisterung immer wieder gelesen, fast auswendig gelernt. Daß das meine Gedanken angenehmer beschäftigte als die trockene lateinische und griechische Grammatik und die kargen Geschichtsdaten, war leicht begreif-

lich, um so mehr als ich wenig Anlage für die alten Sprachen und ein sehr schwaches Gedächtniß für Zahlen hatte. Oft, namentlich an den Winterabenden, lasen unsere Eltern mit uns zusammen und besprachen das Gelesene. So griff ich, nach dieser Richtung, in Interesse und Verständniß, meinen Jahren weit vor, während ich in dem Wissen, das meinem Alter zukam, unsicher zurückblieb.

Meine Wünsche waren sehr widerstreitende. Einestheils kam mir die Trennung vom Elternhause fast unüberwindlich vor, anderntheils lockten mich die neuen Eindrücke, die mir bevorstanden. Das Zusammenleben mit Altersgenossen dagegen schreckte mich fast ebenso sehr ab als es mich anzog, und eine angeborene, durch die Erziehung auf dem Lande noch vermehrte Schüchternheit und Blödigkeit vermehrte die beklommene Stimmung.

Nach einigen Wochen des Hin- und Herschreibens wurde der Entschluß gefaßt: ich solle als Alumne auf das Kloster Unserer Lieben Frauen in Magdeburg gebracht werden, wo man mich zu Neujahr, mitten im Semester, anzunehmen bereit war. Dort fände ich auch meinen Hauslehrer wieder, freilich an einem andern Lehrinstitut angestellt, aber immerhin eine Stütze in der Fremde. Die Schule

des Klosters U. L. F. hatte einen alten, nicht mehr ganz verdienten Ruf; dagegen war das Alumnat vortrefflich in jeder Beziehung, im Uebergang aus verzopften Gewohnheiten zu einer freieren, zeitgemäßeren äußeren Einrichtung, so daß ich noch einen Blick in die wunderlichen Ueberbleibsel des letzten Jahrhunderts thun konnte, und zugleich immer mehr die Vorzüge der Reform genoß. Aber ich will nicht vorgreifen.

Der 2. Januar 1834 war der Tag meiner Abreise vom Elternhause. Wie viel bittere Thränen flossen nicht beim Abschied, denn ich war der Liebling des Hauses und aller Derer, die ihm zugehörten. Ich selbst war nicht am wenigsten betrübt und fühlte, daß mein Ausscheiden ein Ereigniß war für Alle, eine Lücke ließ, die unausfüllbar erschien. Damals bestand eine feste Zusammengehörigkeit zwischen der Herrschaft und ihren Untergebenen, und das Kind des Herrenhauses war das Kind des ganzen Ortes. Von Allen wurde Abschied genommen, als gälte es ein Nimmerwiedersehen, und Jeder empfand es wie eine Grausamkeit, „das Kind" hinauszuschicken in die weite Ferne, unter die fremden Menschen, denn damals schien Magdeburg fast unerreichbar von meinem Heimathsort. Mein Vater begleitete mich,

und noch heute ist es mir unbegreiflich, weshalb er den Abschied dadurch um einen halben Tag verfrühte, daß er sich bei einem Nachbar, der auf halbem Wege zur Poststation wohnte, die selbst nur zwei Meilen entfernt war, zu Tisch anmeldete. Vielleicht wollte er sich selbst und mir einen Zwang auflegen und uns in die Nothwendigkeit versetzen, uns zusammen zu nehmen; denn, wie er es auch verbergen wollte, mein Scheiden wurde ihm sehr schwer. Mir, dem Knaben, war das Herz so voll Heimweh, daß ich meinte, ich würde es nicht ertragen; und noch jetzt, nach einem halben Jahrhundert, kann ich die Stimmung von damals nachempfinden. Unser befreundeter, wohlwollender Wirth mochte es wohl merken und ihn jammerte der Knabe mit den verweinten Augen; die erwachsene Tochter des Hauses aber nahm mich nach Tisch auf ihr Zimmer, und nachdem sie versucht hatte, mich zu zerstreuen, und einsah, daß das meinen Kampf nur noch vermehrte, ließ sie mich ruhig ausweinen und weinte mit mir, als hätten wir ein großes Unglück zu tragen. Bis zu dieser Stunde, durch das ganze Leben, bin ich ihr dankbar dafür gewesen in treuer Freundschaft, und ich will meinen Dank hier noch einmal niederlegen. Vielleicht kommt er ihr in die Hand und sie freut sich, einem Knaben

so wohlgethan zu haben, daß er das als alter Mann nicht vergessen hat.

Auf der Station erwarteten wir natürlich noch stundenlang den Schnellpostwagen, und das nicht allein aus übertriebener Pünktlichkeit. Da der Cours von dem, einige dreißig Meilen entfernten, Hamburg ausging, war bei Winter-Weg und -Wetter lange Verspätung an der Tagesordnung. Endlich ließ sich das Posthorn vernehmen, und die Reise fing an. Eingeklemmt zu sechs Personen in dem unbequemen Wagen, den die Pferde mühsam durch die unchaussirten Straßen hinschleppten, war man jeden Augenblick in Gefahr, stecken zu bleiben oder umgeworfen zu werden, und so ging es Tag und Nacht. Und doch — über der Ungeduld und Unbequemlichkeit der Reise wich das Heimweh; so elastisch ist das Kindergemüth, dem noch Alles, was es erfährt, neu ist, und alles Neue abenteuerlich erscheint. Ich meinte, um Jahre älter geworden zu sein.

In Magdeburg empfing uns mein gutmüthiger Lehrer, und ich wurde am nächsten Tage von dem Rector geprüft. Das fiel nicht sonderlich glänzend aus; weil ich aber einen überraschend guten deutschen Aufsatz zu Wege brachte, dessen Thema mir freilich sehr kindlich erschien, außerdem das Französische ohne

Anstoß sprach und übersetzte, auch in der Mathematik bei der Hand war, und die Lücken meiner lateinischen und griechischen Kenntnisse durch Befangenheit entschuldigt wurden, kam ich in die Quarta, für die ich in vielen Beziehungen überreif, in andern sehr mangelhaft vorbereitet war.

Am andern Tage wurde ich in dem Alumnate des alten Klosters eingeführt. Alles kam mir wie eine neue Welt vor: der alte Kreuzgang mit dem Kreuzgangsgarten und dem runden, thurmartigen Gebäude darin, das man „die Tonsur“ nannte; die Treppe zum Corridor, an dem die Classensäle lagen; der geräumige Spielhof, dessen eine Seite der mächtige Giebel eines aus schweren Granitsteinen aufgerichteten Flügels mit byzantinisch gewölbten Fenstern abschloß; die Wohn- und Schlafzimmer der Alumnen, die immer zu vier oder fünf zusammen wohnten. Und hier sollte ich leben, unter lauter Fremden, die mich schon so spöttisch betrachteten in meiner ängstlichen Unbeholfenheit, und deren schonungslose Neckereien ich auch bald erfahren sollte, in deren Spiele, die mir roh vorkamen, ich mich nicht finden konnte. Ich brauchte lange Zeit, mich zu gewöhnen, und manche schwere Stunde des Heimwehs mußte durchgekämpft werden. Dann aber,

welche glückliche Schülerzeit, voll Uebermuth im Werden und Entwickeln, voll Freundschaften, voll von Zukunftsplänen und Hoffnungen für das Leben!

Wenigen ist es wohl so schwer geworden, als mir, sich an das Schulleben zu gewöhnen; Wenige haben es dann so beglückt genossen und sich so schwer davon getrennt, als ich; denn, wieder in dem Anachronismus meiner Entwicklung, war ich, als ich die Schule verließ, theils weit über die Schülerzeit hinaus gereift, theils noch übermüthig kindlich spielend wie der jüngste Knabe.

Aber ich kehre zurück zum letzten Lebewohl von der Heimath, das ich zu nehmen hatte, zu dem von meinem Vater. Ich hatte noch ein paar Nachmittagsstunden bei ihm zugebracht — dann begleitete er mich in das Alumnat. Wir traten durch die Pforte, und auf dem dunklen Flur, von dem es in den Klosterhof ging, nahmen wir Abschied. Ich bat ihn, nicht weiter zu gehen, denn ich scheute mich, vor Fremden zu scheiden. Mein Vater war mir immer ein liebevoller, nie ein zärtlicher Vater gewesen; er vermied den äußeren Ausdruck des Gemüthes, die Zeichen der Empfindung. Wie einen jüngeren Freund hatte er mich behandelt; aber ich entsann mich nicht, daß er mir je einen Kuß gegeben,

noch daß ich bei irgend einem Ereigniß eine Thräne der Rührung oder Trauer in seinem Auge bemerkt hätte. Als wir nun dastanden auf dem dunklen Vorflur, von dem ich in einen neuen Lebensabschnitt eintreten sollte, den ich mit bangem Herzen begann, beugte sich mein Vater zu mir nieder, küßte mich, und ich fühlte eine Thräne auf meine Wange fallen. Dann faßte er sich schnell, und gleich darauf fiel die schwere Thür der Pforte dröhnend hinter ihm zu. Ich stand wie gebannt und traute mich nicht von der Stelle, und doch hatte neben allem Ergreifenden, das mir die Thränen löste, der Augenblick auch so Beglückendes und so Erhebendes, daß ich vielleicht nie wieder in meinem Leben mich so sicher in guten Vorsätzen fühlte, als in diesem. Das Wollen erhebt wie die That; gute Entschlüsse beglücken, als habe man das Gute schon gethan.

Aber unter die frohen und noch so fremden Genossen, mit denen ich den neuen Lebensabschnitt beginnen sollte, wagte ich mich doch noch nicht zu treten und stand lange, lange ohne mich zu rühren. Da öffnete sich die Thür der Pförtnerwohnung, und eine freundliche ältliche Frauengestalt, in der Hand den eisernen Leuchter mit dem brennenden Talglicht, trat heraus. Sie sah mich erst erstaunt an, und ich mochte

ihr wohl einen kläglichen Eindruck machen, denn sie sagte mitleidigen Tones: „Ach, Sie sind wohl der Neue, Nr. 48?“

Es mußte doch gleich etwas Vertrauenerweckendes in dem wohlwollenden Gruß liegen; denn ich erwiderte, mein Vater hätte mich herbegleitet und eben Abschied genommen. „Aber hier ist es kalt,“ sagte die Tochter des Pförtners; denn als solche gab sie sich zu erkennen, „und es zieht hier auf dem Flur. Kommen Sie erst zu uns herein und wärmen Sie sich, ich bringe Sie dann auf Ihr Zimmer.“ Mir war wirklich zu Muth, als käme ich zu Freunden, und Pforten-Rieke, wie das alte Mädchen genannt wurde, gegen das die andern Schüler gewiß ungerechtfertigter Weise etwas mißtrauisch waren, weil sie meinten, sie rapportire dem Prorector, dem eigentlichen Vorstand des Alumnates, allerlei kleine Ueberschreitungen der Schüler, war gewiß unschuldig an diesem Vorwurf, den das schlechte Gewissen der übermüthigen jungen Leute ersonnen hatte. Ich habe vom ersten Augenblick nur Gutes von Pforten-Rieke erfahren. „Das ist der Neue!“ sagte sie, als sie mich in das Pforten-Zimmer einführte; „ihn bangt noch nach zu Hause!“ Dann wandte sie sich zu mir und fügte hinzu: „Sie werden sich bald

gewöhnen, die ersten Tage sind für Jeden schwer.“ Ich sah mich um in dem Zimmer, das mir, trotz der Einfachheit seiner Einrichtung, einen fremdartig eigenthümlichen Eindruck machte, ebenso wie die Bewohner. Die Möbels waren schlicht und was man damals „altmodig“ nannte, denn sie stammten sicher tief aus dem vorigen Jahrhundert, wie die Bewohner des Zimmers selber. In einem alten Lehnstuhl saß der Pförtner, der von den älteren Schülern kurzweg „Vater Knopp“ genannt wurde, während die jüngeren ihn „Herr Knopp“ anredeten. Dafür mußte er schon „Sie“ sagen, wenn ihm auch das vermittelnde „Ihr“ noch oft genug über die Lippen sprang, da ihm das früher gebräuchliche „Du“ streng von den Vorgesetzten verboten war. Herr Knopp war ein pflichttreuer, gewissenhafter Mann, der seine Schuldigkeit nach besten Kräften that, obgleich diese nicht immer ausreichten, den unschuldigen Ueberschreitungen der Schüler zu wehren, die ihn auf jede Weise zu überlisten suchten. Neben seinem Lehnstuhl war ein Fensterchen, das auf die Vorflur führte und von dem aus er die Pfortenthür im Auge hatte. Da mußte er nun aufpassen, daß Niemand außer der Zeit hinausschlüpfe, ohne die in Blech geschlagene Nummermarke abzugeben, die vom Lehrer abzuholen

war. Jeder Schüler hatte seine Nummer und Pforten-Riekchen hatte mir schon mitgetheilt, daß ich Nr. 48 zugetheilt erhalten würde. Herr Knopp hieß mich freundlich willkommen und reichte mir die Hand. Er war ein großer Mann und hielt sich noch leidlich grade, trotzdem er über achtzig Jahre alt war. Das graue, noch volle Haar trug er glatt in den Nacken gekämmt. Seine ältere Tochter, eine kränklich aussehende alte Jungfer, saß strickend bei der grünen Blechlampe. Sie wurde Pforten-Dortchen genannt und ließ sich nur wenig mit den Schülern ein, unter denen immer die jüngsten ihre Schützlinge waren, bis sie sie durch Neckereien in Zorn setzten. Dann war es aus mit der Freundschaft, was sie durch Verstimmung und kurze Antworten kund gab. Aber ein gutes Wort versöhnte sie wieder, denn sie war gutmüthig, las Romane aus der Leihbibliothek und spielte die Empfindsame.

Mit dem Vater und der Schwester hatte mich meine neue Freundin bereits bekannt gemacht und mir auch erklärt, daß die Schüler für ihr wöchentliches Taschengeld das Backwerk zum Frühstück und Vesperbrot selbst zu halten hätten und es hier, in der Pforte, kauften, wohin der Bäcker seine Waare täglich mehrere Male schicke. Das besorge

Dortchen. Man könne auch die Semmel mit Butter, Schmalz oder Pflaumenmus bestrichen haben; das aber hätte die Mutter nicht aus der Hand gegeben, obgleich die Töchter es ihr gern abnehmen würden, denn sie könne, selbst mit der Brille, nicht mehr viel sehen, und verständigen könne sie sich noch weniger, da sie zuweilen schon recht harthörig sei, und wenn die Schüler alle durcheinander auf sie einsprächen, würde sie ärgerlich und fahre sie an. Bös sei das aber nicht gemeint. Die Eltern seien eben alt und hätten schon vor mehreren Jahren ihre goldene Hochzeit gefeiert. Nun nahm Dortchen das Wort und berichtete in gewählteren Ausdrücken, was alles für Ehren der Familie bei dieser Gelegenheit widerfahren wären und wie die Mutter schön und ehrwürdig ausgeschaut hätte mit ihrem goldenen Jubelkranz. — Inzwischen öffnete sich die Thür des Nebenraumes, und herein trat, mit einem blakenden Lämpchen in der Hand, die alte Frau selbst, eine kleine, gnomenhafte Gestalt mit gebeugtem Rücken, verrunzelten Zügen, herabhängender Unterlippe und vor Altersschwäche schüttelndem Kopf. Gekleidet war sie ganz in die bürgerliche Tracht des vorigen Jahrhunderts, in einen bunten Kattunrock, darüber eine einfache Jacke, aus deren halblangen Aermeln

die magern Arme hervorsahen, von demselben Stoff ein eben solches Käppchen, das mit einer schmalen, gefälteten weißen Krause besetzt war, Alles blitzsauber, wie auch die weiße Leinenschürze. Noch jetzt steht sie mir deutlich vor Augen wie ein Stück vergangener Zeit, wie ein lebendes Bild nach Chodowiecki. Pforten-Riekchen stellte auch ihr mit Aufwand aller Kraft ihrer Stimme den „Neuen" vor. Die Alte hob ihr Lämpchen hoch und sah mich an. Dann ging sie unbeirrt auf ihren Stuhl am Tisch zu und brummte vor sich hin: „Du wirst wohl auch solch eine infame Range werden, wie alle Andern. Das ist eine nichtswürdige Brut, diese Schülerkröten." Dortchen hatte die Mutter, die nun weiter keine Notiz von mir nahm, auf ihrem Stuhl zurechtgesetzt und sagte entschuldigend: Ich dürfe das nicht so ernst nehmen, die Mutter sei schon altersschwach und zuweilen trieben es die Schüler auch zu arg. Daß sie mich aber mit „Du" angeredet hätte, solle mich nicht verwundern; sie nenne alle Schüler so, und das sei früher auch so Mode gewesen. Seit einigen Jahren sollten sie nun „Sie" sagen, und der Vater hätte sich auch, wenn auch mühsam und allmälig, daran gewöhnt; die Mutter aber hätte sich ganz entschieden und hartnäckig geweigert. Die

Schüler, hätte sie erklärt, seien Alle zusammen schlingelhafte Schulbuben, zu denen gehöre sich „Du" zu sagen, sonst wäre man um allen Respect, und sie bliebe dabei, wenn auch das ganze Lehrercollegium es ihr in jeder Conferenz verbieten wolle. Da hätten die Herren gelacht und die Schüler wären auch ganz zufrieden damit gewesen. Sie nennten die Mutter gleichfalls „Du" wie früher, und redeten sie kurzweg mit „Frau" an, und mit den Neckereien sei es nach wie vor dasselbe geblieben; nur daß die Mutter sie nicht mehr recht verstünde wegen ihrer Taubheit, und jetzt immerfort schelte, zum größten Spaß der jungen Leute. Uebelnehmen thäte es ihr aber Keiner.

Pforten-Riekchen hatte aber, obgleich sie für die Eltern und Schwester immer eingreifen mußte und eigentlich die „Pforte" allein besorgte, noch selbständig ein Geschäft für sich etablirt. Sie war Buchbinderin, wenigstens für das Bedürfniß der Schule, und hatte sich das aus eigenem Geschick und langer Uebung angeeignet. Sie heftete und klebte die Schreibhefte, die Diarien und Ausgabebücher und machte das so sauber und fest, daß sie mit jedem Meister hätte concurriren können. Bei gedruckten Büchern freilich beschränkte sie sich auf Reparaturen.

Uebrigens brachte sie jede freie Stunde damit zu, sogenannte Rockenblätter zu fabriciren, die Bogen aus dünner Pappe, die die Spinnerinnen um den Flachs legen, damit er nicht vom Rocken abfällt. Es war eine Industrie, die aus werthlosen Ueberbleibseln, aus Nichts noch etwas Werthvolles zusammenbrachte. Von den Tapezierern erhielt Pforten-Riekchen die Abfälle der Tapeten, aus den Tapetenfabriken die verdruckten Stücke, die Abschnitte, von den Papierhandlungen Fleckiges oder Eingerissenes, von den Buchbindern Goldborten-Reste, und bunte Bilder von überall. Das Alles wußte sie geschickt zu sortiren, zusammenzustellen und damit die Pappdeckel zu bekleben und zu verzieren. Damals gab es noch keine künstlerisch illustrirte Zeitschriften, keine solche Buchhändlerannoncen; aber man war auch genügsamer und ein paar Bilderbogen von Gustav Kühn in Neu-Ruppin reichten hin, eine Masse von Rockenblättern zu verschönern und anlockender zu machen, die dann großweise von den Händlern für die Jahrmärkte abgeholt wurden. Ich habe den geschickten Händen oft zugesehen bei dieser Arbeit und manchen Beitrag zum Material geliefert, namentlich an Bildern, wie ich sie, bei Seite geschoben, in den Ferien im Eltern-

hause fand. Pforten-Riekchen hatte dann ein kindisches Vergnügen, denn diese Beschäftigung machte ihr Freude, vielleicht die einzige, die sie im Leben hatte, mehr als der Verdienst, der zwar sehr gering war, sich aber doch im Laufe vieler Jahre zu einer ansehnlichen Summe ansammelte.

Auch der alte Knopp, auf den ich schließlich zurückkomme, hatte, trotz seines Alters, noch seinen kleinen Nebenverdienst. Er war Schneider von Profession gewesen und noch immer der Flickschneider für die Schüler. Auf dem Vorflur stand eine große Kiste. In die warfen wir die zerrissenen Kleidungsstücke, an die der Name des Besitzers auf einem Zettel angeheftet war. Vater Knopp arbeitete dies Pensum nach besten Kräften auf, wenn er auch oft vorbeistach und manche Schäden, trotz der grün angelaufenen Messingbrille, übersah. Es hielt doch wieder bis zum nächsten Mal. Früher wäre er ein sehr geschickter Schneider gewesen, behauptete er, und man konnte ihn als solchen wohl eine Berühmtheit nennen; denn er kam damit sogar in die classische deutsche Literatur. Das ging so zu: Unser Vater Knopp hatte um das Jahr 1772 in Wetzlar als Schneidergeselle gearbeitet und für Jerusalem den Frack mit blanken Knöpfen, die gelbe Nankin-Weste und Beinkleider

verfertigt, die er bei seinem gewaltsamen, durch Goethe unsterblich gewordenen Tod trug. An der Wahrheit dieses Factums war nicht zu zweifeln, denn Herr Knopp war ein zuverlässiger Mann, der sich dieses Zufalls auch gar nicht berühmte. Wenn man ihn danach fragte, beschrieb er Frack und Hosen ganz genau und gab auch zu, daß er den Herrn Goethe des Oefteren hätte über die Straße gehen sehen, aber über die Beziehungen zu Werther und Lotte wußte er nichts Weiteres. Wie oft war er wohl danach gefragt worden, und wie leicht, wenn er sich hätte wichtig machen wollen, hätte er sich die Dinge zurechtlegen können. Dazu war aber unser Vater Knopp zu ehrlich. Ein kleiner Glanz fiel indessen doch von der Weltberühmtheit des tragischen Todes auf ihn; denn damals im Jahre 1834 tönte noch der Nachklang der gewaltigen Erregung fort, die das berühmte Erstlingswerk Goethe's durch ganz Deutschland, in allen jugendlichen Gemüthern geweckt. Die Jugend von jetzt versteht das nicht mehr. „Die Leiden des jungen Werther" gehören nur noch der Literatur, und von ihm, unserm alten Knopp, der den Helden des Romans einkleidete, wird bald Niemand mehr erzählen können.

Was sich der Wald erzählt.

Umgeschriebene Tagebuchblätter, zwischen den Zeilen gelesen.

Jede künstliche Production trägt, wenn auch vielleicht nur für Den, der sie schuf, den Stempel der Stimmung, die Signatur der Lebensverhältnisse, in denen sie sich entwickelte, unter deren Einfluß sie Form suchte und fand. Jedes Gedicht bleibt ein Tagebuchblatt für den Dichter, auf dem er sich wiederfindet, wie Heine das in seinem Doppelgänger so erschütternd zur Gestalt werden läßt. Mir ist es immer unheimlich, gespenstisch vorgekommen, wenn ich vor Jahren Geschriebenes wieder zur Hand nahm, oder eins meiner Stücke, das ich in der Jugend verfaßt hatte, mir eine lange Zeit später wieder vorgeführt wurde. „Das würde ich so jetzt nicht schreiben," dachte ich, und mußte oft hinzusetzen: „das könnte ich auch nicht mehr schaffen." Die überlegteste Production wird immer noch viel von

einer Improvisation haben und steht unter dem Bann der Stunde, in der sie entstand. Das habe ich in den letzten Tagen wieder recht lebhaft empfunden. Nach Jahrzehnten fiel mir durch Zufall das Büchelchen wieder in die Hände, das den Titel der Ueberschrift trägt, die ich dieser kleinen Lebenserinnerung gebe; und ich blätterte es durch, las zwischen den Zeilen längst vergangene Zeiten heraus, von denen kein Wort in dem Buche steht, lebte Stimmungen wieder durch, die mir völlig aus der Erinnerung entschwunden waren, und die so leise durchklangen, daß sie nur meinem innern Ohr vernehmbar sein konnten.

Das kleine Buch, das erste, mit dem ich in die Oeffentlichkeit trat, muß zur Publication eine besonders günstige Stunde getroffen haben, denn es war glücklicher als alle folgenden; hat meinem Schriftstellernamen eine Popularität errungen, mehr als jede andere meiner literarischen Versuche; Auflagen über Auflagen folgten und wurden, von der Mode gefördert, in zierlichem Salongewande auf alle Bücher-Nippes-Tische eingeführt.

Ich will erst berichten, wie es in die Oeffentlichkeit und überhaupt zum Druck gelangte, und dann ausplaudern, was ich jetzt zwischen seinen Zeilen

herauslas, und das war ein schönes Stück Leben, jung wie das Buch selbst. Vielleicht fühlte das die Jugend und bereitete ihm deshalb so freundliche Aufnahme.

Es war im Spätsommer 1848. Ich kehrte eben von einer Reise nach Italien, der die Ereignisse des Sturmjahres schneller als beabsichtigt ein Ziel gesetzt hatten, in mein Elternhaus auf dem Lande zurück, nachdem ich mich zuerst in Frankfurt, wo die Nationalversammlung tagte, dann in Berlin, wo der General von Wrangel eben mit seinen Truppen einzog und das Parlament aufhob, in der umgewandelten politischen Stimmung der Heimath zurecht zu finden gesucht hatte. Die theils durch überbrausende Hoffnungen, theils durch übertriebene Befürchtungen aufgeregten Gemüther fingen an sich zu beruhigen und, auf dem Lande namentlich, lenkte Alles wieder ein in die gewohnten Geleise behaglicher Zuversicht und friedlicher Arbeit.

In dem freundlichen Hause meiner Eltern, das eine einfache, aber ausgedehnte Gastlichkeit auszeichnete, hatte sich ein wechselnder Kreis von Jugend zusammengefunden, theils Verwandte, theils Freundinnen meiner Schwestern, theils meine Freunde von der Schule und Universität. In der Heiterkeit des

jugendlichen Zusammenseins wurden leicht die Aufregungen vergessen, die die Wolken am politischen Horizont aufsteigen ließen; aber damals spielte man noch nicht Croquet oder Lawn-tennis, sondern man dichtelte ein wenig, freilich sehr heimlich, als wäre das ein des Verschweigens werthes Unrecht, schrieb Sinnsprüche, längere und kürzere Gedichte zusammen in sehr einfache Albums, und las gemeinsam die Modedichter der Zeit. Da fand sich denn auch in meiner Mappe ein oder das andere Gedicht, das die Gelegenheit hervorgelockt hatte, und das gewürdigt wurde, in den Sammlungen der jungen Mädchen Aufnahme zu finden. Dabei kamen vier sogenannte Märchen zum Vorschein, die, in lockerem Zusammenhang unter einander, noch keinen gemeinsamen Titel trugen und zu sehr verschiedener Zeit entstanden waren. Auch die wurden im Hauskreise vorgelesen und fanden mehr Beifall bei den Zuhörerinnen als Platz in ihren Albums. Sie waren zu umfangreich, und vielleicht überhaupt zu lang für die Geduld der Abschreiberinnen, soviel man dieser auch zumuthen konnte. Ja, wenn man einen Verleger wüßte, der das Opus druckte, allenfalls gegen Zusicherung der Abnahme einer Anzahl von Exemplaren! Auch da fand sich eine Vermittlung. Eine Freundin meiner

Schwestern verkehrte in dem Hause eines jungen Verlagsbuchhändlers in Berlin und erbot sich nicht nur zum zweifelhaften Versuch, diesen zur Herausgabe der Märchen zu überreden, sondern sogar den Umschlag derselben zu illustriren. Die Protection junger Mädchen ist nicht gering anzuschlagen, sie sieht keine Hindernisse, schreckt vor keiner Ablehnung zurück und scheut keine Waffe der Ueberredungskunst.

„Aber Märchen! In dieser Zeit, in der man nichts liest, als politische Blätter und Brochüren," protestirte der Verleger. Dagegen Lächeln, Schmollen, Zuversicht und immer wieder dieselbe Scala. Was war da zu thun?

Genug, der freundliche Verleger war jung und deshalb unvorsichtig, er blickte flüchtig in das von Damenhand copirte Manuscript, lächelte und sagte zu. Er wolle Druck und Vertrieb übernehmen, aber er verlangte einen Titel für das Buch und die Illustration für den Umschlag. Ersterer war nicht so leicht gefunden. Es war Herbst geworden und ich suchte noch immer, am Schreibtisch und auf einsamen Spaziergängen. Plötzlich war er da! Ich könnte die Stelle noch angeben, wo ich ihn fand, als fiele er aus den Wolken. Ich ging allein gegen Abend durch ein Tannenwäldchen; den gewundenen Weg

säumten Birken, und junge Eichen sproßten zwischen den Fichtenstämmen auf. Das herbstliche Laub flatterte im leichten Winde zu Boden, die Sonne war trüb und fast unbemerkt untergegangen, die Nacht schnell eingebrochen; feuchtfrische Nebelluft wehte mir ins Gesicht, und knarrend regten sich die Wipfel der Tannen, aus denen sich von Zeit zu Zeit ein Rabe schreiend aufschwang und schwarz abhob gegen den tiefgrauen Himmel. Das war die recht eigentliche märkische Herbstnatur, deren Gruß ich lauschte mit dem geschärften Gehör, das die Nacht in der Einsamkeit weckt. Ich hörte jedes fallende Blatt, jeden Windhauch, wie ein geheimnißvolles Gespräch des Waldes, und auf einmal war er da, den ich seit Wochen gesucht hatte, mein Märchentitel. „Was sich der Wald erzählt!" flüsterte ich vor mich hin und wiederholte es immer wieder. So kam ich zu der Bezeichnung, die mein Büchelchen einführen, zusammenfassen, dessen Inhalt sie in einer Zeile charakterisiren sollte, und sie hat sich glückbringend bewährt. Dem Titel gehörte ein guter Antheil an dem Erfolge des Inhaltes. Prolog und Epilog waren längst fertig, und so erschien das Heft mit der sinnigen Deckelillustration wenige Wochen später und flog, ein Gruß zur Erinnerung an das sommerliche Zusammensein, nach allen Richtungen

zu den Freunden des Elternhauses. Einen anderen Zweck hatte ich nicht erstrebt, auf einen buchhändlerischen Erfolg so wenig gehofft, als der Verleger selbst. Wie erstaunt war ich, als ich von Letzterem, noch bevor der Herbst zu Ende, die Nachricht erhielt, die erste Auflage meiner Märchen sei vergriffen, eine zweite nothwendig. Und nun folgten sich die Auflagen schnell. Ein großer Leserkreis war der politischen Flugschriften, der Parteiblätter, die wie Pilze aus der Erde über Nacht aufschossen, überdrüssig geworden, und das Unpolemische, Harmlose kam zu seinem Rechte. Eine ganze Literatur, meist aus Damenhänden, folgte meinen Waldmärchen, denen wir nichts weniger zugetraut hätten, als daß sie eine, wenn auch noch so bescheidene, Bahn brechen könnten, die sich wenigstens als Fußpfad über blumigen Rasen, überschattet von Baumwipfeln, bewährte und noch immer bewährt. Mit welcher Empfindung aber ein junger Autor zum ersten Mal seine Production an den Schaufenstern der Buchhändlerläden betrachtet, halb stolz, halb erröthend, davon hat das lesende Publicum keine Ahnung.

So machte das kleine Buch seinen Weg. Wie es aber entstand, das zieht sich durch die Geschichte meiner ganzen Jugend, und die tauchte mir wieder

traumhaft auf vor der Seele, als ich es kürzlich durchblätterte. Ich will versuchen, die Träume festzuhalten und ihnen noch einmal, wenn auch in flüchtiger Skizze, Gestalt zu geben.

Von meinem Eintreten in die Pforte des Alumnates hat bereits ein anderes Erinnerungsbild berichtet, und in dieser habe ich auch meine Schulzeit als eine sehr fröhliche, von warmer und breiter Freundschaft beglückte, bezeichnet. Eine Freundschaft hatte sie mir aber gebracht, die freilich der Tod mir früh raubte und mich damit den ersten, tiefen Schmerz des Lebens kennen lehrte, der unvergessen in mir blieb durch alle Zeit — die Freundschaft nicht eines gleichaltrigen Mitschülers, sondern meines Lehrers, des Professors Ferdinand Immermann, der etwa zwanzig Jahre älter war als ich. Nie habe ich, mit Ausnahme meiner nächsten Angehörigen, einen Menschen mehr geliebt, als Ferdinand; Keiner hat je solchen Einfluß auf die Entwicklung meines Wesens, meines Charakters und meiner Bildung geübt als er, und in allen meinen späteren literarischen Bestrebungen hat mir die Erinnerung an ihn, an seine Leitung zur Seite gestanden, als er längst nicht mehr sein zurechtweisendes oder zustimmendes Wort zu mir sprechen konnte. Ja, noch jetzt steht er mir

deutlich vor der Seele mit der ernsten, hohen Stirn, mit dem milden Blick und den feinen Lippen, die ebenso humoristisch zu lächeln vermochten, als feierlich-ernst zu mahnen. Noch tönt mir im Ohr sein weicher, selbst im Eifer der Rüge nie verletzender Klang der Stimme. Er war mehr eine empfangende als gebende Natur, auch im freundschaftlichen Verkehr; aber er gehörte zu denen, deren Schweigen beredt ist, den man versteht, auch ohne Worte. Wie manchen unausgesprochenen Tadel, wie viel stumme Anerkennung habe ich aus dem Gruß seines Auges, dem wehmüthigen Falten seiner Stirn, dem Druck seiner Hand herausgelesen!

Wie war diese auf den ersten Blick befremdende Freundschaft des gereiften Mannes und des halben Knaben entstanden? Ich kann nur das äußere, halb zufällig angebahnte Nähertreten berichten, während die weitere Entwicklung nur durch die Eigenartigkeit der beiden Charaktere möglich war.

Ein Mitschüler, Felix Niemeyer, hatte mich, gleich nach meinem Eintritt in die Schule, in seinem Elternhause, dem des Dr. Niemeyer, eines Sohnes des berühmten hallischen Pädagogen, Kanzlers Niemeyer, eingeführt, und ich verkehrte dort, als ob ich zu ihnen gehörte, mit dem gleichaltrigen Schulfreund,

mit seiner nur ein Jahr älteren Schwester Marianne und den jüngeren Schwestern. Mit Marianne hatte ich den Confirmationsunterricht getheilt, dann Tanzstunde gehabt und die ersten jugendlichen Bälle besucht. Sie war mir wie eine Schwester geworden und ist es treu in Freude und Leid jetzt durch gerade ein halbes Jahrhundert geblieben, bei allen Geschicken, die uns trafen im langen, wechselvollen Leben, zu dessen beglückendsten Gaben ich diese reine, geschwisterliche Freundschaft rechne. Ihrem Bruder Felix und mir war die früh entwickelte, geistig überlegene Schwester schon während unserer Gymnasialzeit Ratherin und Helferin in den halb knabenhaften wie in den ernsteren Erlebnissen unserer Schuljahre, und wir empfanden es schmerzlich, als die bejahrte Großmutter, die verwittwete Kanzlerin Niemeyer, kam, um Marianne zu einer Reise an den Rhein abzuholen, wo sie eine verheirathete Tochter auf mehrere Monate besuchen wollte. Sie blieb den Sommer über und kehrte im Herbst wieder, mit Freude und Ungeduld empfangen, Letzteres namentlich von Felix' Vater; denn er hatte seiner Mutter ein tiefernstes Geheimniß zu eröffnen. So rüstig er auch schien, und so treu er seinen Beruf weiterführte, hatte er doch ein schon längere Zeit hingeschlepptes Leiden,

das er, der Arzt, sicher erkannte, und von dem er wußte, daß es unheilbar sei. Langsam, aber mit grausamer Unerbittlichkeit fühlte er den Tod heranschleichen. Als nun die Mutter sich zur Heimreise nach Halle rüstete, lud er sie in sein Zimmer und sagte ganz ruhig: „Mutter, reise nicht, bleibe den Winter über bei mir!“ Die alte Kanzlerin sah ihn lange verwundert an, dann erwiderte sie: „Wenn Du mir sagst, welcher Grund Dich zu der Bitte bewegt.“

Der Sohn wurde ernst und nahm ihre Hand. „Mutter,“ sagte er, „Du bist stark, Du hast schon viel Kummer getragen im Leben und ich habe gesehen, wie Du ihn trugst. Dir kann ich es sagen, und von Dir kann ich auch verlangen, daß Du es Niemand merken läßest, nicht mit einem Wort, nicht mit einer Thräne, nicht mit einer Stimmung, das würde mir die letzten Monate meines Lebens zur Qual machen, denn dieser Herbst ist mein letzter, und ich werde den Winter kaum noch sehen. Ich weiß es sicher.“

Die Mutter wurde starr, eine lange Zeit, während der Sohn ihr wissenschaftlich klar machte, wie es stand. Sie hatte Alles begriffen und dabei ihren Entschluß gefaßt. „Ich bleibe,“ sagte sie, „und Niemand soll mir anmerken, was ich weiß!“ Sie

hielt wie eine Heldin, was sie versprochen hatte, und lebte scheinbar heiter mit dem Sohn, den Enkeln, den zahlreichen Freunden des Hauses, zu denen ich mich zählen durfte. Ich habe ihr Bild noch klar im Gedächtniß. Die kleine, zierliche Frau mit dem klugen Blick und dem freundlichen Zug der Milde um die Lippen, war dabei ein fester, muthiger Charakter, der diesmal einen Heroismus des Schweigens bewährte, wie man ihn kaum einem Mutterherzen zumuthen durfte. Sie sah den Sohn schwächer und schwächer werden und hatte immer noch ein beruhigendes Wort für die Angehörigen, die anfingen, besorgt zu werden. Noch ehe es völlig Winter geworden war, standen wir um das Sterbebett des theuren Mannes. Von Allen nahm er Abschied.

Ferdinand Immermann gehörte zu den Freunden des Hauses und war zum Vormund der Kinder ernannt. So trat ich ihm näher im Trauerhause, lernte ein paar Jahre später in seinem Hause seinen Bruder Karl, den Dichter, kennen, der zur Taufe des Sohnes Ferdinand's gekommen war, bei der Gelegenheit Marianne kennen lernte und sich mit ihr ein Jahr später vermählte.

Für mich waren diese Tage der Trauer der Anfang einer seltenen Freundschaft. Gemeinsamer

Schmerz führt schneller zusammen und bindet fester als alles Andere. Ich wurde bald ein fast heimischer Gast in der Immermann'schen Familie.

Es lag in Ferdinand's Wesen, wenn ich in seinem Hause war, mich nicht als Schüler, nicht als halben Knaben zu behandeln, sondern als willkommenen Gast, dem er das Beste entgegenbrachte, was dies Haus bot, den Stuhl an seinem Tisch und den Platz in seinem Herzen. Und wenn er, mit Rath und That, in das Verhältniß des älteren Bruders trat, so ließ er nie die Ueberlegenheit der Jahre und Stellung empfinden; er wurde traurig, wenn er streng und zurechtweisend hätte sein müssen, heiter und beglückt, wenn er zufrieden war. Ich war aber auch von rücksichtslosester Offenheit gegen ihn, und was ich Tadelnswerthes aus Uebermuth oder Unüberlegtheit begangen hatte, erfuhr er gewiß von mir zuerst. „Kind, Kind!“ rief er dann, „wie kann man so sorglos und so verständig zugleich sein. Neulich in der Klasse bist Du auch wieder so unaufmerksam zerstreut gewesen, daß ich überzeugt war, Du wüßtest nicht einmal, wovon die Rede. Ich schämte mich vor den anderen Schülern und traute mich nicht, das Wort an Dich zu richten. Du lernst gar nichts, und wenn Du nicht eigentlich mehr wüßtest

als die Anderen, würde mir angst und bange um Deine Bildung." Wenn er fertig war, strich ich ihm die Falten von der Stirn; er meinte, er hätte mich gescholten, und war doppelt freundlich. Dann sagte ich wohl: „Du weißt es am besten, Ferdinand, wo ich es her bekomme, das Wenige, was ich besser verstehe als die Anderen, und daß ich das in der Schulklasse nicht gelernt habe!"

„Das wird sich an Dir rächen," sagte er dann. „Ich habe es an mir selbst erfahren. Ich konnte auf der Schule nie die Mathematik begreifen und dafür träumte ich durchs Leben wöchentlich wenigstens ein Mal, daß ich durch das Abiturientenexamen fiele, weil ich an einer geometrischen Figur nur wirr sich kreuzende Linien sehe, die ich mir nie plastisch denken kann!"

Er hatte Recht. Wie oft bin ich, bis zu dieser Stunde, im Traum durch die Abgangsprüfung auf der Schule gefallen, aber nicht wegen der Mathematik, sondern wegen des lateinischen Stils und der griechischen Grammatik.

Dann aber wieder schien Ferdinand ganz zu vergessen, daß ich kaum achtzehn Jahre zählte und in vieler Beziehung noch knabenhafter war, als mein Alter berechtigte. Wir saßen zusammen in den

ernstesten Gesprächen, disputirten über religiöse Dinge, über Lebensansichten und Menschen, über Kunst und Literatur. Darüber brachen ganz die Schranken, die Lehrer und Schüler trennen; denn Ferdinand war mein Religions- und Literaturlehrer, und nicht selten griff ich das an, oder konnte dem doch nicht ganz beistimmen, was er in der Klasse vorgetragen und behauptet hatte. Er gestattete mir abweichende, eigene Ansicht und schließlich scheiterte sie doch, weniger an seinen Gründen, als an seiner Ueberzeugung. Sein innerstes Wesen war unkritisch und gern zu überwallender Anerkennung geneigt. Was schön, was poetisch an einer Dichtung, an einem Bilde oder plastischem Kunstwerk war, das fühlte er heraus und übersah die Mängel. In seiner religiösen Ueberzeugung war er streng-gläubig, aber ohne alles Eifern und noch mehr ohne alle äußere Schaustellung. In der Literatur stand er unter dem Banne der Romantiker, die er über Verdienst anerkannte. Heinrich von Kleist war sein Lieblingsdramatiker, Novalis stellte er sehr hoch und Tieck war ihm Autorität. Er lehrte mich Eins, und das habe ich ihm durchs Leben gedankt — mit Pietät an jedes nur irgend poetische Werk heranzugehen und mich zuerst daran zu freuen, ehe ich anfange zu urtheilen. Unser

Verhältniß war das reinste, eigenartigste und ist es geblieben, bis es der Tod trennte. Es lag, so lange ich auf der Schule war, ein halbes Geheimniß darüber. Die übrigen Lehrer wußten wohl, so gut als meine Mitschüler, daß ich viel in dem Immermann-schen Hause verkehre, aber in der Klasse und vor den Anderen nannte ich Ferdinand „Herr Professor", er mich „Sie" und beim Familiennamen. Es sollte Niemand wissen, wie nahe wir uns getreten waren, und es hätte das auch Keiner ganz verstanden. Was mir aber diese Freundschaft war und für das Leben blieb, empfinde ich noch jetzt und am deutlichsten bei jeder literarischen Arbeit. Noch immer ist mir, als müsse ich sie zuerst in Ferdinand Immermann's Hand legen, als schriebe er noch mit der corrigirenden rothen Dinte, wie an den Rand meines deutschen Aufsatzes, bei einer nicht wohlklingenden Periode: „laut lesen", und immer wieder frage ich mich: „würde ihm das gefallen, würde er zufrieden damit sein?" Die Erinnerung an ihn ist mir stets eine mahnende Kritik geblieben, und nicht allein bei der Production, sondern in jedem Handeln und Denken.

Aber ich scheine weitab gerathen zu sein von dem, was ich erzählen wollte, und doch steht, was ich voraus schickte, in enger Verbindung mit demselben.

Professor Immermann, der den deutschen Unterricht in der Prima gab, pflegte in jedem Semester einmal anstatt des gegebenen Themas seinen Schülern die freie Wahl für den Vorwurf, den sie behandeln wollten, zu überlassen. Er wollte sie vom Zwang befreien, sich immer mit dem gebotenen Gedankengang zu beschäftigen, und es interessirte ihn, die Richtung, das besondere Interesse jedes Einzelnen kennen zu lernen. Er dachte sich das in seiner Eigenart idealer, als es war, denn diese Freiheit gab zu mancherlei Mißbrauch Anlaß. Viele von den Schülern nahmen ihre Aufsätze, wo sie sie finden konnten, und ihre Arbeiten hatten oft nur kalligraphischen Werth. Mir war es immer ein besonderes Vergnügen, bei dieser Gelegenheit über die Grenzen der schablonenmäßig aufgebauten Abhandlung hinauszustreifen, und es war mir von Lehrern und Mitschülern, da Letztere sonst nicht leicht eine Ausnahmestellung einräumen, für meine deutschen Aufsätze eine solche längst zugestanden. Ich hatte nämlich von der Tertia an, wo die deutschen Aufsätze anfingen, durch die ganze Schulzeit stets die beste Arbeit der Klasse geliefert und zählte also eigentlich nicht mit bei der Concurrenz, das stand nun einmal fest, selbst wenn ich, anstatt einer Betrachtung, ein Gedicht, anstatt der

regelrecht aufgebauten Abhandlung ein Gespräch mit „für" und „wider" lieferte. Mir war gestattet, was man den Anderen nicht nachsah, und diese fanden das ganz in der Ordnung — nur Ferdinand Immermann nicht, als ich in der Prima in seinen deutschen Unterricht eintrat. In der Klasse sollte ich nichts Besonderes voraus haben, und er am Wenigsten wollte es mir einräumen. Er war vorzugsweise streng und anspruchsvoll gegen mich, aber es half nichts, denn nun erst recht, da ich für ihn arbeitete, war mein Aufsatz immer noch der beste. Wenn ich mich aber in die vorgeschriebene strenge Disposition gefügt hatte, entschädigte ich mich in den Freistunden und verfaßte Lustspiele nach Körner'schem und Müllner'schem Muster in Alexandrinern, Gedichte, meist Balladen, in der Nibelungenstrophe, und las die frühreifen Producte geduldigen Freunden vor. Ferdinand aber durfte davon nichts vor Augen kommen. Er hätte mir diese Zeitvergeudung als vorzeitig verwiesen; so glaubte ich wenigstens.

Da gab er wieder einmal die Wahl des Aufsatzthemas frei, und ich war verwegen genug, eine Arbeit einzureichen, die, wild aufgeschossen, ganz aus den Gewohnheitsgrenzen eines Primaneraufsatzes heraustrat. Ich hatte mir eine phantastische Blumen-

geschichte zurechtgesonnen (vielleicht in solchen Lehrstunden, in denen ich nichts hörte noch lernte, wie Ferdinand behauptete, und die sicher nicht die waren, die er gab), hatte versucht, ihr Form zu geben, und meinte, diese getroffen zu haben. Dazu schaffte ich ein neues Aufsatzheft an, und meine Arbeit füllte dies auch fast ganz aus. Mit klopfendem Herzen schob ich das Opus unter die Hefte der Mitschüler und sah, nicht ohne Bangigkeit, dem Tage der Rückgabe entgegen. Das war die Geschichte der Mohnblume, wie sie ganz unverändert später den Reigen eröffnete in „Was sich der Wald erzählt".

Der Tag des erwarteten Urtheils kam; Ferdinand trat mit sämmtlichen Heften in die Klasse und bestieg das Katheder. Bei den anderen Schülern war die Spannung sehr mäßig und einige Beklommenheit vielleicht nur bei denen, die sich eines Plagiats schuldig fühlten; mir trat das Blut ins Gesicht und der Athem stockte. Und doch rechnete ich mehr auf eine Rüge, als auf eine Anerkennung. Der Professor nahm das erste Heft auf und charakterisirte kurz Thema und Ausführung. Es war, zum ersten Mal, nicht mein Heft. Die Mitschüler sahen mich verwundert an. Das zweite, das dritte Heft kam, und immer weiter. Das meinige war nicht darunter.

Endlich kam es, das letzte von allen. Die Schüler waren aufmerksam geworden — da mußte etwas Besonderes geschehen sein. Ich sah, wie Ferdinand's Hand leise zitterte, als er das letzte Heft aufhob. „Endlich," sagte er, blickte aber nicht auf dabei und am Wenigsten wandte er den Blick zu mir, „ist mir hier noch eine Arbeit eingereicht, die aber so aus der Aufgabe herausgreift, die unseren hiesigen Aufsätzen gestellt ist, daß ich sie nicht nach dem Maßstab der anderen beurtheilen kann. Ich gebe sie also unkritisirt und ohne Correctur zurück." Damit war die Stunde aus und ich lief, beschämt über dies zweifelhafte Urtheil, auf den Spielhof, um mich an einer Partie Ballspiel zu betheiligen, schon um den Fragen meiner Schulfreunde auszuweichen, die sehr gespannt darauf waren, zu hören, was ich denn, um Himmels willen, für ein ordnungswidriges Schriftstück zu Tage gefördert hätte!

Als ich dann später zu Ferdinand kam, erwähnte er mit keinem Worte, mit keiner Andeutung mein „freies Thema", und eben so wenig später durch Wochen. Ich fühlte, er wollte nicht darüber sprechen, und ehrte sein Schweigen, das ich diesmal nicht verstand. Zuletzt hielt ich es nicht mehr aus, nicht weil ich für mein armes, harmloses Märchen eine,

wenn auch noch so bescheidene und bedingte Anerkennung wünschte, sondern weil ich es nicht ertragen konnte, zu denken, ich hätte damit meinen geliebten Freund gekränkt oder verdrossen. Ich faßte mir ein Herz und sagte: „Du hast mir neulich meinen Aufsatz mit so unverständlichen Worten zurückgegeben, daß ich fürchten muß, Du seist unzufrieden mit mir; aber das hättest Du mir doch inzwischen sagen können.“ Ferdinand sah mich eine Weile an, als werde ihm die Antwort schwer. „Das hätte ich Dir auch gesagt, wenn es gewesen wäre; aber ich meinte, Du könntest mich nicht mißverstehen. Ich habe seitdem viel über Dein Märchen, das eigentlich eine Allegorie ist, nachgedacht und mich gefragt: „Wird der ein Dichter oder nicht?“ Nun darf man aber eine Knospe nicht frühzeitig aus einander biegen, um neugierig zu forschen, welche Blüthe sie birgt; und so wollte ich Dir meine Hoffnungen nicht aussprechen, obgleich sie viel stärker ins Gewicht fallen als die Zweifel. Dem Strebenden, der einem hohen Ziele zueilt, darf man nicht halbwegs zurufen: „Du wirst es erreichen!“ sonst steht er still. Steckt aber hier wirklich eine Dichternatur in der Knospe, so wird sie sich schon aus eigener Kraft entfalten. Ist es Dir nun klar, weshalb ich schwieg?“ Ich athmete auf. Wenigstens

hatte ich den Freund nicht gekränkt. Die Frage aber, die er sich damals bei meiner ersten Märchendichtung stellte, habe ich mir später entmuthigend bei jeder neuen Arbeit selbst aufgeworfen. Er fehlte mir, dessen Wort das Zagen hätte überwinden können.

Mein Fortgehen von der Schule war in der That ein schwerer Abschied, und das erste Studienjahr, das ich in Berlin zubrachte, konnte mich nicht entschädigen für Das, was ich mit dem Austreten aus dem alten Kloster Unserer Lieben Frauen aufgab. Auch sollte mir das eigentliche Studentenleben erst mit meinem anderthalbjährigen Aufenthalte in Heidelberg aufgehen und zwar so beglückend, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Den vollen Reiz der Freiheit und Fröhlichkeit der Jünglingsjahre lernte ich erst dort kennen im Zauber der Natur, im weiten Verkehr mit Altersgenossen, im frischen Jubel des Corpslebens, das einen großen Kreis lebensfroher Jünglinge in aufrichtiger Freundschaft verband. Aus den Studien wurde freilich nicht viel; aber wir lernten von einander, was den Charakter stählt in sorgenfreier Schule des Lebens, und die verjubelten Stunden auf der Kneipe, die übermüthigen Abende bei den Commersen, die kecken, kräftigenden Morgenstunden auf dem Fechtboden und auf der

Mensur waren keine verlorenen. Das aber kann nur verstehen, wer selbst Student war; und ich war es mit Leib und Seele. Die Glückseligkeit meiner Heidelberger Studentenzeit klang noch durch mein ganzes Leben wie ein Accord, der höchste Befriedigung anschlug und der spät, spät erst, in den Prüfungen des Geschickes, in wehmüthigem Ton verhallte. Heidelberg blieb lange das Wort, das die glücklichsten Erinnerungen für mich einschloß und die ganze Poesie des Daseins vor meiner Seele wach rief. Alle andern Bestrebungen traten zurück; ich wollte nur das Leben, das sich so schön um mich schmückte, die Jugend, die es voll genießen ließ, bis zum letzten Tropfen auskosten. Während die ganze Existenz Poesie war, verstummte der Drang, sich eine andere zu erträumen und zu erdichten, und kaum fügten sich in der ganzen Heidelberger Zeit ein paar Eindrücke zu unfertigen Versen, die nicht einmal werth schienen, als Andenken bewahrt zu werden. Nur einmal, es war am Weihnachtsabend, ergriff mich eine Empfindung von Heimweh nach dem Elternhause, nach den fernen Lieben in der Heimath. Wir hatten freilich in der Kneipe unseres Corps, wo wir Guestphalen uns allabendlich versammelten, eine Weihnachtsfeier bereitet, mit geschmücktem Lichterbaum,

und darunter jeder sein Geschenk gelegt, so daß Alle ihr Andenken durch das Loos ertheilt erhielten; aber es wollte doch die rechte Stimmung nicht aufkommen, wenn auch Keiner das zeigen mochte. Noch entschiedener empfand sich das am nächsten Morgen, der sonnig über die leichtgefrorene, beschneite Erde aufstieg. Ich wollte mein Heimweh nicht betäuben in erzwungener Fröhlichkeit des Zusammenseins mit Andern und ging einsam hinaus über das Schloß und weiter in den Wald hinein, wo ich sicher war, Niemandem zu begegnen. Es war weihnachtlich in der Natur, der Schnee knirschte unter den Schritten und die kahlen Bäume am Wege schmückten die Epheuranken wie glänzende Flitter, die sich in die Aeste hinaufzogen; die Zweige der Tannen aber beugte der glitzernde Schnee, und seine Krystalle funkelten im Sonnenlicht, glänzten wie einer Kette gleich an riesigen Weihnachtsbäumen, deren Stämme sich wie Masten zum klaren Himmel hoben. Die alte Märchenlust erwachte in mir, und so wob sich aus Heimweh, aus früher geträumten Bildern, aus dem Glück der Gegenwart das Märchen des Tannenbaumes, das ich dann, in den nächsten Tagen, schnell niederschrieb — das einzige festgehaltene Zeugniß Heidelberger Jugendstimmung. Und doch, als

ich jüngst dies Märchen wieder las, stand die ganze selige Studentenzeit vor mir, wenn auch keine Silbe davon spricht, als der Epilog mit flüchtiger Andeutung. Der aber entstand erst mehrere Jahre später.

Mit dem dritten Märchen aus der Sammlung, das vom Waldbach erzählt, habe ich mich niemals recht befreunden können, und auch jetzt steht mir bei ihm für die Erinnerung am wenigsten zwischen den Zeilen. Es hatte mich, nachdem ich meine beiden ersten juristischen Examina in Berlin absolvirt, wieder nach Magdeburg gezogen, wo ich im Spätsommer 1846 bei der Regierung als Referendar eintrat. Vor Allem war es Ferdinand Immermann, den ich wiederfand, in dessen Haus ich zog und mit dem der Verkehr mir unschätzbar wurde. Ich war ihm im Alter scheinbar näher getreten, und doch blieb er mir, fast noch mehr als früher, der erziehende Freund, immer besorgt um mein Seelenheil und treuer Rathgeber für den angehenden Schriftsteller, der sich nun ganz dem Lustspiel zuwandte, damit aber von den poetischen Auffassungen des Romantikers sehr abwich. Uebrigens hatte sich in Magdeburg, das inzwischen durch das Eisenbahnnetz mit allen Fernen verbunden war, ein großer Kreis von Schul- und Universitätsfreunden zusammengefunden, und ein

munterer, oft übermüthiger, gesellschaftlicher Verkehr begann. Im Winter allwöchentlich einmal Liebhabertheater oder lebende Bilder neben den Bällen, im Sommer Landpartien, die sich zuweilen sogar bis zu kleinen Ausflügen in den Harz ausdehnten. Es war ein frisches, geistig nicht unbewegtes Treiben, das aber doch zerstreuend selbst von den Berufsstudien und mich besonders von jeder poetischen Produktion abzog. Dafür entstanden eine Masse von Gelegenheitsgedichten, Eintagsfliegen, die mit der Flüchtigkeit hingeworfen wurden, die ihr Zweck berechtigte und entschuldigte. Ferdinand sah dem bedenklich zu, und mit Recht. Er verlangte Ernst für das Reifen poetischer Begabung, und aus diesem Contrast des äußerlich oberflächlichen Treibens mit dem Trieb zum poetischen Schaffen entstand das etwas empfindsame, thränenreiche Märchen des Waldbaches und ein paar Einacter, von denen Ferdinand sagte, sie kämen ihm in ihren wenigen Blättern vor wie die Couplets, die der Orgeldreher auf der Messe von seinem Leierkasten feil böte, mit der Bezeichnung „gedruckt in diesem Jahr". Und nichts desto weniger fand er immer noch ein Körnchen „anmuthiger Poesie" heraus. „Das würde mir sehr gering vorkommen," sagte er, „wenn es mir nicht immer

bewiese, daß Du mehr Talent und Herz damit versteckt, als zu Tage gefördert hast."

So wenig also dieser Aufenthalt in der alten Stadt meiner Schuljahre mit dem Märchen, das in ihr entstand, Verbindung zu haben scheint, so lebhaft ruft mir dies doch einzelne Momente jener Zeit ins Gedächtniß, und frische und hoffnungsreiche, endlich aber tief traurige Tage treten mir in das Gedächtniß. Ich bewohnte im Hause Ferdinand's parterre zwei große Zimmer, die er mir überlassen hatte, er selbst mit seiner Familie hatte den ersten Stock inne, und mir gegenüber, getrennt nur durch die breite Einfahrt, hatte eben mein lieber Schulfreund, Dr. Felix Niemeyer, mit dem ich schon an dem Sterbebette seines Vaters gestanden, der dann in meinem Elternhause als Schüler und Student heimisch geworden war, den jungen Herd gegründet. Felix war in den Anfängen seiner Berufscarrière, und ich will gleich hier einschalten, daß er später als Professor in Greifswald, dann in Tübingen eine Autorität in seiner Wissenschaft wurde, zugleich aber bei der Frische seines Wesens besonders segensvoll auf die Jugend wirkte, die mit Begeisterung an ihm hing. Er starb als Leibarzt des Königs von Württemberg im blühendsten Mannesalter, nachdem er in den

Jahren 1870 und 1871 seine Kraft übermäßig dem Dienste der Kriegslazarethe geopfert, unterstützt von seiner hochgebildeten Frau, die ihm durch eine glückliche Ehe in seinem wissenschaftlichen Streben fördernd und helfend zur Seite gestanden hatte. In der Zeit, von der ich erzähle, verheirathete sich das junge Paar und richtete sich das freundliche, bescheidene Heim in dem Hause des Freundes ein.

Wenn Ferdinand erschöpft aus dem anstrengenden Dienste seines Berufes heimkehrte, klopfte er immer bei einem oder dem andern seiner Hausgenossen an, sei es nur zum flüchtigen Gruß oder zum Ausruhen in längerem Gedankenaustausch. Er fühlte seine Freundschaft wie eine Pflicht, halb des älteren Mannes, halb des Hausvaters. Wen sein Dach beherbergte, der gehörte zu ihm, oder hatte doch Anspruch an seine Fürsorge. Er nahm uns wohl auch zu sich hinauf, wenn er meinte, sein Zimmer sei behaglicher oder dort unser Zusammensein sicherer vor Störung. Ferdinand war zum zweiten Mal verheirathet und zwar mit der Schwester seiner ersten Frau; diese war gestorben, als sie einem Töchterchen, das ihr nach wenig Stunden folgte, das Leben gegeben hatte. Sein einziger Sohn, der Liebling des ganzen Kreises, stand unter der zärt-

lichen Pflege der Stiefmutter. Ich hatte, als Schüler, mit Ferdinand die erste Frau, Johanna, betrauert und seinen Schmerz beim Tode seines Bruders Karl, des Dichters, getheilt; ich sollte bald mit Luise, der zweiten Frau, an seinem eigenen Sterbebette stehen.

Der Vater dieser beiden Frauen hatte ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Holländer von Geburt, war er in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als junger Arzt nach den indischen Colonien gegangen und von da, ich weiß nicht durch welche Verbindung, nach China gekommen, obgleich das himmlische Reich damals noch für einen Europäer fast uneindringlich verschlossen war. Dr. Viselius aber hatte sich dort, vom Glück begünstigt, einen Ruf als Arzt gemacht, und nach einer Reihe von Jahren ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben. Er kaufte dafür ungeprägtes Gold und Edelsteine, um diese im Vaterlande wieder zu verkaufen, da damals noch keine Bankverbindungen mit China bestanden, die ihm hätten seine Ersparnisse umsetzen können. Auf der Heimreise aber strandete sein Schiff und ging unter, er rettete nur das Leben, sein Vermögen wurde ein Raub des Meeres. Arm und mittellos wollte er aber nicht in die Heimath zurückkehren und entschloß sich also kurz, die Rück-

reise nach China anzutreten und dort noch einmal sein Glück zu versuchen. Das schlug ein; unterstützt durch die schon bestehenden Verbindungen, und wieder als wohlhabender, nun aber bereits alternder Mann kehrte er nach Holland zurück. Er fand Niemanden mehr von den Seinigen, keinen Verwandten, keinen Freund, nicht einen Menschen, den er kannte, weder in der Heimath noch sonst in Europa. Da entsann er sich doch eines Mannes, eines Deutschen, den er vor Jahren auf den holländischen Colonien kennen gelernt hatte, dem er als europäischer Landsmann näher getreten war, und der, wie er durch angestellte Nachforschungen erfuhr, in Magdeburg als hochgestellter Beamter mit seiner Frau, einer Ostindierin, lebte. Er reiste dorthin und fand den Freund, der ihn gastlich aufnahm. Das bewog ihn, sich auch in Magdeburg niederzulassen. Bald schuf er sich dort ein neues Heim und verheirathete sich mit einem jungen Mädchen, dessen bescheidenes, sinniges Wesen ihn angezogen hatte. Vier Töchter und ein Sohn — der aber, kaum erwachsen, starb — entsprossen der Ehe, deren Glück er im selbsterworbenen Wohlstand genoß. Aber die Kriegsjahre kamen und erschütterten diesen, und als, bei der Ueberfüllung der Kriegslazarethe, die ärztliche Hilfe

nicht mehr ausreichte, stellte sich Dr. Viselius, der sonst seine Praxis in Europa nicht wieder aufgenommen hatte, zur Verfügung. Seine Aufopferung sollte ihm verderblich werden. Er erlag dem Lazareth-Typhus.

Die Wittwe blieb mit fünf Kindern zurück in bescheidenem, wenn auch immer noch auskömmlichem Wohlstand. Mehrere Jahre nach dem Tode des Gatten kam, auf vielen Umwegen und sehr verspätet, ein Brief von einem Freunde des Doctors aus China, der sich nach den Verhältnissen der Familie erkundigte. Er wollte gehört haben, daß sie bedrängte seien, und fragte, wie er helfen könne. Die Antwort lautete dankend und theilte der Wahrheit gemäß mit, daß bei den bescheidenen Ansprüchen der Familie das Vermögen ausreiche. Einige Zeit später kam in vielen Kisten eine Sendung von dem Freunde als Geschenk für die Kinder des Verstorbenen, lauter chinesische Raritäten, meist ohne andern Werth als den der Curiosität, namentlich damals, als diese Gegenstände noch nicht den europäischen Markt überschwemmten. Es war eine Reihe von Oelbildern, Landschaften, die verschiedenen Etablissements darstellend, die der Dr. Viselius bewohnt hatte, freilich ohne Perspective gemalt; Lacksachen, Becher aus

Bambusrohr geschnitzt, Porzellane, und eine Masse von seidenen und andern Stoffen für Meubles und Kleider, in denen später die Töchter auf den Bällen in Magdeburg Aufsehen machten. Mit welchem Interesse hatte ich schon als Schüler die Schätze der chinesischen Sendung betrachtet, die immerhin einen eigenthümlichen Schmuck der Wohnzimmer gab! Auch das Porträt des Doctors selbst war dabei, unschön, braun, ohne Schattirung, fremdartig, vielleicht nach chinesischem Geschmack verschönert. Nun war die Frau Doctor Viselius gestorben und ich fand in Ferdinand's Hause alle die Raritäten wieder.

Dies patriarchalisch eigenartige Zusammenleben riß der Tod grausam auseinander.

Ich entsinne mich, daß ich Ferdinand einen Abend in seinem Zimmer erwartete. Er kam ungewöhnlich spät aus dem Alumnat und fiel mir auf durch eine bei ihm sonst so selten bemerkbare Nervosität. Er wollte erst auf meine Fragen nicht antworten. Die Schüler hätten Excesse gemacht; aber ihm schiene, als nähmen die Lehrer die Sache zu ernst. Nach und nach war es ihm doch eine Erleichterung, sich auszusprechen, weil seine Erregung sich steigerte. „Du wirst gleich Alles entschuldigen," sagte er, „und ich bin froh, daß Du nicht mehr

Schüler bist; sonst wärest Du sicher mitten dazwischen. Die unvorsichtigen jungen Leute haben sich zu allen Zimmern Nachschlüssel verschafft oder zurechtgefeilt, die Hefte der in den Klassen geschriebenen Extemporalien herausgeholt und durchcorrigirt. Sie müssen das schon längere Zeit getrieben haben. Nun hat man die Schlüssel gefunden, sie lagen alle auf dem Tisch und Einer nach dem Andern wurde verhört. Die Schlüssel sahen mir aus wie Ketten, und das Verhör machte mir den Eindruck einer Criminaluntersuchung. Die ganze Gesellschaft soll ins Karzer, mehrere religirt werden. Das haben sie vielleicht verdient, aber man müßte sie wie unüberlegte Knaben, nicht wie berechnende Verbrecher behandeln. Damit werden sie nicht besser. Ich mag nicht vom Erzieher der Jugend zum Richter werden. Wer hat immer und in allen Stücken seine Pflicht erfüllt?" Er konnte den Gedanken nicht los werden und behauptete, er müsse noch eine halbe Stunde in die Luft, obgleich es finster und ein naßkalter Herbstabend war. Am nächsten Morgen fand ich ihn erkältet und fiebernd. Er setzte nichtsdestoweniger seine Lehrstunden nicht aus, bis sein Arzt einschritt. Seine fieberhafte Aufregung steigerte sich zu Selbstanklagen, die aus der Luft gegriffen waren. So

schleppte er sich durch peinliche Wochen fort, bis ein Typhus ausbrach. Felix und ich wechselten ab oder brachten zusammen die Nächte bei dem Freunde zu. Der junge Arzt theilte nicht die Ansicht über die Behandlungsweise der älteren Doctoren, aber sie hörten nicht auf seine Meinung. Von unserer Angst getrieben, reiste ich nach Halle und holte den berühmten Professor Krukenberg. Wir fanden bei unserer Ankunft Ferdinand eben gestorben.

Der Aufenthalt in Magdeburg hatte für mich, ohne den Verkehr mit ihm, so Schweres, daß ich auf ein Jahr Urlaub nahm, um für diese Zeit nach Italien zu reisen. In den letzten Tagen des Jahres 1847 trat ich meine Fahrt an und ging über Wien, Triest, Florenz zu längerem Aufenthalt nach Rom. Damals, als noch keine Eisenbahn die Städte Italiens verband, war die Reise zeitraubend, der Fremdenzusammenfluß in Rom ein mäßiger. Ein nur kleiner Kreis deutscher Landsleute hatte sich dort gefunden, unter denen ich die Ehepaare Schücking und Häring (Wilibald Alexis), Bodenstedt, einige junge Archäologen und Künstler erwähnen will, neben hochgebildeten Persönlichkeiten, die sich diesen anschlossen. Im Februar, schon mitten im Rausch des römischen Carnevals, ergriff der Sturm, den die Revolution in

Paris hervorrief, die längst ahnenden Gemüther und zwang einen großen Theil der Freunde, in die Heimath zurückzukehren. Nur Wilibald Alexis mit seiner schönen, liebenswürdigen Frau und ich beschlossen, trotz alledem Neapel nicht aufzugeben, und wir fanden auch dort einen kleinen Kreis liebenswürdiger Landsleute, die uns in freundlichster Weise als Gäste ihrer deutschen Colonie begrüßten und die Bekanntschaft mit den wenigen andern Touristen vermittelten. Es war April geworden, und nun kamen die Nachrichten aus der Heimath, oft übertrieben, unklar und dadurch nur um so beunruhigender. Dazu hatte das Fieber der Revolution auch die leicht beweglichen Neapolitaner ergriffen, und allabendlich rottete sich ein schreiender, tobender Haufe zusammen, der durch die Straßen zog, anwuchs und sich dann vor dem Königlichen Schloß aufpflanzte. Es war eine politische Fortsetzung des Carnevals, dem in diesem Jahr die Weltereignisse ein verfrühtes Ende gemacht hatten. Freilich sah diese Demonstration in Neapel aus wie die Spielerei lärmlustiger, großer Kinder, die keine Ahnung davon hatten, was sie eigentlich wollten, und Alles klang wie Jubel der Zügellosigkeit und nicht wie Zorn, der sich zum Kampf bereitete. Man konnte über diese Aufläufe nur lachen,

die die Urheber selbst: „Ah bah, eine kleine Revolution“ nannten, die man jetzt überall mache. Zuerst spotteten wir auch über diesen lustigen Ausbruch heiterer Arbeitslosigkeit, die wenig gewinnen und Nichts verlieren konnte, und von der die damalige regierende Macht auch in stummer Verachtung gar keine Notiz nahm. Der Haufe verzog sich wieder, wie er zusammengelaufen, und am nächsten Morgen war es still und harmlos in den Straßen der prächtig an ihrem unvergleichlichen Golf ruhenden Stadt, als schlüge sie langsam die Augen auf nach erquickendem Schlummer.

Zuletzt aber wurde uns doch das tobende Kinderspiel lästig, hinter dem die Sorge um die Angehörigen in der Heimath, die Unsicherheit, wie sich dort die Verhältnisse entwickeln würden, welche Opfer sie gekostet hätten, drohend und gespenstisch auftauchten. Für die Museen hatten wir keine Stimmung mehr, und nur der wunderbare Zauber der Natur fesselte uns noch in der Fremde. Wir beschlossen, dem Lärm der Stadt zu entfliehen und uns in die Stille von Sorrent zurückzuziehen, um dort die Nachrichten aus der Heimath abzuwarten, ob sie unser längeres Fernbleiben gestatteten oder schleunige Heimkehr verlangten. Wilibald Alexis

und Frau Laetitia, seine Gattin, hatten sich mir angeschlossen, und zwei ältere Fräulein, Gutsbesitzerinnen aus der Nähe von Magdeburg, mit denen mancherlei Beziehungen mich schnell bekannt gemacht hatten, obgleich ich sie erst damals in Neapel kennen lernte, wollten sich von uns nicht trennen. So siedelten wir nach Sorrent über, wo wir die Gräfin Ida Hahn-Hahn und ihren Begleiter, Herrn von Bistram, schon fanden. Die Gräfin Hahn stand damals auf dem Höhepunkt ihrer schriftstellerischen Erfolge, und war noch nicht öffentlich zum Katholicismus übergetreten. Sie war nicht mehr jung und kann nie eigentlich schön gewesen sein. Kummer und Verbitterung hatten ihr den Ausdruck einer abweisenden Starrheit gegeben, der noch dadurch vermehrt wurde, daß das eine Auge, wie sie behauptete durch eine vernachlässigte Cur, die Sehkraft eingebüßt hatte. Aber die Sicherheit ihrer vornehmen Haltung, der Muth ihrer Meinung und ihres Urtheils imponirten, und ihr Geist fesselte selbst, wo er zum Widerspruch reizte, und das that er fast absichtlich in den meisten Dingen. Gerade in dem fast zu merklichen Bestreben, abzustoßen, zog sie an. Man disputirte vortrefflich mit ihr über Politik, Kunst, Literatur, ja über allgemeine Weltanschauungen

und einzelne Persönlichkeiten; aber sie kämpfte mit scharfen Waffen und wich nie, auch nur ein Haar breit, zurück. Herr von Bistram war ihr im Gespräch ein vortrefflicher Secundant. Sehr unterrichtet, von vollendeten Formen, mit ausgleichender Liebenswürdigkeit, stand er freilich ganz auf ihrer Seite; aber wenn er auch manche Blöße ihrer Deductionen durch ein dazwischen geworfenes Wort zu decken, von einem gefährlichen Gedankensprung abzulenken versuchte, so wußte er doch stets auch dem Gegner durch ein verbindliches Zustimmen den Weg vom Kampf des Wortes zur geistvollen Conversation zu ebnen. So ging man immer angeregt aus dem Gespräch mit der merkwürdigen Frau, wie man auch ihre Romane, denen man wenigstens das einräumen muß, daß sie ihren eigenen Weg einschlugen, nie ohne Interesse aus der Hand legte, nach wie vielen Richtungen hin sie uns auch unbefriedigt ließen. Die kleine Colonie hatte sich schnell ihren Verkehrsplan festgestellt und die Tagesordnung geregelt. Wir hatten uns, Jeder für sich, aber doch nicht entfernt von einander, unsere Wohnungen gewählt; und da es noch zu früh im Jahr war für die gewohnten Sommergäste, hatten wir volle Auswahl. Den Vormittag hielt sich Jeder frei zur

Arbeit, zur Lectüre oder zum einsamen Spaziergang. In der Mittagsstunde kamen wir zusammen und planten den Ausflug des Nachmittags, sei es zu Wagen und zu Pferde, oder mit dem Boot, sei es nur für die nächsten Stunden oder schloß sich eine kleine Reise für den nächsten Tag an. So besuchten wir Amalfi, Salerno, Paestum, so fuhren wir mit dem Boot nach Capri, oder über Castel a Mare nach Pompeji. Wenn uns aber der Abend nach dem lieb gewordenen Sorrent zeitig genug zurück führte, lasen wir uns aus der Reisemappe eigene, meist eben entstandene Productionen vor. Wilibald Alexis war fleißig an einem wunderlichen Werk, halb Roman, halb Märchen, „Der Zauberer Virgilius", von dem er gern die einzelnen noch frischen Capitel mittheilte. Ich brachte meine Märchen zum Vorschein und schrieb das letzte, den Abschluß, die Erzählung vom Stein. Der Leser wird leicht in dem Märchen die Beziehung finden, in der es zu dem Boden und der Natur, der Verbindung steht, in der es ersonnen und in Form gefaßt wurde. Was er nicht findet, was nur der Verfasser zwischen den Zeilen liest, und was ihm Stimmungen von lange, lange her in das Herz zurückruft, ist, daß Heimweh das Märchen dictirt hatte, Heimweh, das stark sein mußte, um

mich von den Wundern des Ortes fortzutreiben, in denen ich lebte. Noch unter dem frischen Eindruck der ersten Reisefreiheit, den Anregungen des alten Roms, im Verkehr mit geistig bedeutenden, schnell lieb gewordenen Menschen, fesselte mich der Zauber von Sorrent. Das Haus, das ich bewohnte, war auf einem, zum Meer steil abfallenden Felsen anspruchslos für Sommerbadegäste erbaut, aber es hatte hohe Räume und eine schöne, weinbedachte Veranda. Ich war der einzige Bewohner und hatte mir zusammengesucht, was mir für Wohn- und Schlafzimmer bequem erschien. Hinter dem Häuschen breitete sich ein Orangengarten in Blüthe und Frucht und abseits in demselben war das Wohnhaus der freundlichen Wirthe, prächtige, schöne Menschen, der Vater, zwei erwachsene Söhne, zwei eben erblühte Töchter, und zwei noch stattliche Schwägerinnen, die das Haus führten. Die Familie lebte vom Ertrag der Miethe im Sommer, von der Orangenernte und von der Seidenzucht. — Alle Räume meines Häuschens waren durchwürzt von dem Duft der blühenden Goldfrüchte, gekühlt von der einströmenden Frische des Meeres. Mein Bett hatte ich so gestellt, daß ich, wenn mich das Anrauschen des Meeres weckte und ich mich aufrichtete,

zu meinen Füßen den dunkelblauen Golf sah, die Wasserfläche, welche die Lichter des gegenüberliegenden Neapels begrenzten. Und über diesen Spiegel, in dem der Sternenhimmel sein Bild wiedergab, zogen die rothleuchtenden Fackeln der Fischerböte. Wandte ich nun den Blick nach rechts, so hob sich dunkel von dem Nachthimmel der Vesuv, der damals etwa alle zehn Minuten einen Feuerstrahl emporschleuderte. Bei Tage sah man nur, wie die fast unbewegliche Rauchsäule sich aus dem Berge erhob; sobald es aber Nacht wurde, erglühte sie dunkelroth, und was im Sonnenlicht als graue Streifen erschien, die vom abgestumpften Gipfel des Berges bis zum Fuß herniederzogen, wurde funkelndes fließendes Feuer in den Schatten der Nacht. Es lag etwas so Berauschendes in der ganzen Natur, so besondere Wunder der Schöpfung offenbarten sich an diesem lieblichsten Orte der Erde, daß nur der das Heimweh versteht, das von hier forttreiben konnte, der es selbst empfunden hat.

Und heimwärts ging es mit dem so lieb gewordenen Ehepaar Häring, mit den beiden neu gewonnenen alten Freundinnen, und wir fanden fast eine andere Welt, der Frühling des Jahres 1848 schien alle Dinge gewandelt zu haben. So bin ich

mit meinem Bericht denn wieder angekommen, wo ich begann, und — wie das der Epilog meines Märchenstraußes bezeugt — ein schönes Stück Leben, voll Jugendmuth, Jugendhoffnung, Freundschaft und Begeisterung, voll Reiselust und Reiseglück, lag hinter mir. Noch einmal habe ich das Alles in das Gedächtniß und in die Empfindung zurückgerufen, indem ich diese Skizze schrieb; noch einmal beschwor ich den Schatten des Doppelgängers herauf, in dem ich mein eigenes Bild wieder sah; noch einmal, wie einen wehmüthigen Nachklang, habe ich es gehört:

„Was sich der Wald erzählt“.